

Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff

May, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

May, M. (2014). Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 34(134), 11-51. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57395-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Michael May

Auf dem Weg zu einem dialektisch-materialistischen Care-Begriff

Zur Geschichte des Dualismus Produktion/Reproduktion

Seit Engels in seiner Schrift „Der Ursprung der Familie“ zwischen *Arbeit* (= *Produktion*) und *Familie* (= *Reproduktion*) (vgl. 1979: 27f.) unterschieden hat, beschäftigt dieser Dualismus die sich materialistisch verstehende Geschlechterforschung auf höchst unterschiedliche Weise. Ja, zum Teil hat dieser Dualismus sogar dazu geführt, dass die marxistische Theorie den Bereich der *Produktion* gänzlich in die Marx'sche Analyse des Kapitalverhältnisses aufzulösen trachtete, während der Bereich der *Reproduktion* im Feminismus patriarchatstheoretisch zu analysieren versucht wurde. Diese patriarchatstheoretischen Analysen unterlagen entweder durch einen geradezu zwangsläufigen Rückgriff auf die Biologie im Hinblick auf die unterschiedlichen *reproduktiven* Funktionen der Geschlechter der Gefahr einer ahistorischen Generalisierung deren hierarchischen Verhältnisses. Oder aber sie drohten, auf der anderen Seite in Partikularismus zu verfallen, indem sie auf unterschiedliche Weise die Verfügung über weibliche familiäre Arbeitskraft mit familienrechtlichen Bestimmungen zu verknüpfen suchten (vgl. May 1996: 46ff.).

Insgesamt hat dies in der Diskussion um *Patriarchat* und/oder *Kapitalismus* zu einer eher unfruchtbaren Konfrontation der Standpunkte geführt. Zudem gelang es den verschiedenen Versuchen einer Reformulierung des *Patriarchats*konzeptes dadurch nicht, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung vor allem im Bereich von *Reproduktionsarbeit* als ein eigenständiges soziales Herrschaftsverhältnis zu analysieren, das zwar jenseits des Kapitalverhältnisses entstanden ist, sich jedoch gerade *in* diesem Verhältnis *reproduziert* und darüber maßgeblich zur *Reproduktion* der kapitalistischen *Produktionsverhältnisse* mit beiträgt. Selbst verschiedene Versuche, im Begriff *kapitalistisches Patriarchat* die antithetische Gegenüberstellung von *Patriarchat* und *Kapitalismus* synthetisierend zu über-

winden (vgl. ebd.: 55ff.), vermochten den Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* nicht aufzuheben. Entweder beschränkten sie sich auf eine bloße Übertragung aus ihrem Kontext herausgerissener Kategorien der Kritik der politischen Ökonomie auf eine abgehobene Analyse sehr eingegrenzt verstandener *Reproduktionsverhältnisse*. Oder aber sie reproduzierten diesen Dualismus, indem sie *patriarchale Geschlechterverhältnisse* als *strukturierten Überbau* zu bestimmen versuchten, der eine relative Autonomie gegenüber der *ökonomischen Basis* sowie eine je besondere Wirksamkeit besäße.

Demgegenüber war die als „Hausarbeitsdebatte“ (vgl. ebd.: 62ff.; Paulus 2013) bekannt gewordene Diskussion dann gerade umgekehrt dadurch gekennzeichnet, dass ein sehr eingegrenzter Bereich weiblicher *Reproduktionstätigkeiten* im Rahmen häuslicher Arbeit dadurch ins Verhältnis zur Marx'schen Werttheorie zu setzen versucht wurde, dass er entweder unter dem Gesichtspunkt der *Gebrauchswertproduktion* von Dienstleistungen und Gütern zum unmittelbaren Konsum oder aber unter dem der *Warenproduktion* im Sinne der (*Re-*)*Produktion* der Ware Arbeitskraft analysiert wurde. Indem aber so die Frage nach dem *Wert* – welcher bei Marx Inbegriff eines versachlichten, widersprüchlichen Ausbeutungsverhältnisses ist – im Vordergrund der Hausarbeitsdiskussion stand, musste trotz gegenteiliger Intention die dort geleistete *Reproduktionsarbeit* nahezu zwangsläufig als ein Anhängsel des Kapitalzusammenhangs erscheinen. Auf jeden Fall erfolgte so eine Entkonkretisierung sowohl der dabei realisierten *Arbeitsvermögen* wie der in der (generativen) *Reproduktion* der Arbeitskraft hergestellten *Gebrauchswerteigenschaften*. Entkonkretisiert wurden mit ihnen so zugleich auch die darüber nicht allein bei Frauen entstehenden Widerstandspotentiale gegenüber dem versachlichten kapitalistischen Ausbeutungsverhältnis.

Auch der Ansatz von Christine Delphy (1977; 1984), welcher die Institution der Ehe als einen Arbeitsvertrag zu fassen versuchte, durch den der Ehemann sich die unbezahlte Arbeit seiner Frau aneignet, die ihre Arbeitskraft nicht ohne Umstände auf den Arbeitsmarkt bringen und ebenso wenig ihre Arbeitsprodukte verkaufen könnte, von daher nicht über die ‚Freiheit‘ der Lohnarbeiter verfüge, weil sie nicht ihre eigene Arbeitskraft besäße, führte in dieser Hinsicht nicht viel weiter. Zwar sieht sie darüber eine familiäre Produktionsweise und eine patriarchalische Ausbeutung konstituiert, der eine analytische Eigenständigkeit gegenüber der kapitalistischen Produktionsweise zugestanden werden müsse. Wenn sie aber glaubt, über eine Analyse dieser „family mode of production“ als einer Form, in der Produktion und Konsumtion zusammenfallen, die sozialen Beziehungen einer (*Re-*)*Produktion* des patriarchalen Systems zu erfassen, vernachlässigt sie, dass dieses Zusammenfallen ein Kennzeichen aller sozialer Dienstleistungsproduktion

ist (vgl. Madörin 2007: 142) und damit auch der unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Damit wird der Engels'sche Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* erneut reproduziert. Zudem bleibt der „enge[], dialektische[] Zusammenhang [...] zwischen den konkreten Bedingungen der Produktion und Reproduktion des Lebens und den Denk- und Rechtsformen der Menschen“ (Gerhard 1978: 10) in ihrer Konzentration auf die von Frauen für den Mann geleistete familiäre Produktion von Gütern und Dienstleistungen eigentümlich blass, wie ganz generell der Bereich der Reproduktion des Lebens in ihren Überlegungen kaum Berücksichtigung findet.

Eine in dieser Hinsicht weitergehende Perspektive, die auch die benannten Blindstellen der Hausarbeitsdebatte auszugleichen vermag, nehmen Ellen Bareis und Helga Cremer-Schäfer in ihrer Auseinandersetzung mit dem Haushalt ein, wenn sie in diesem Zusammenhang *Reproduktionsarbeit* „als einen allgemeinen Oberbegriff für alle Tätigkeiten von Menschen, mittels derer sie sich gesellschaftliche Teilnahme organisieren“ (2013: 166) einführen und ihn damit gerade „nicht auf die Herstellung der Funktionsfähigkeit und der Qualifikation der (Lohn-)Arbeitskraft“ (ebd.) eingrenzen. Dabei führen sie Überlegungen der Arbeitssoziologie weiter, „die ‚Reproduktionsarbeit‘ als notwendige Voraussetzung von Erwerbsarbeit *und gleichzeitig* als konstitutives Element subjektiver Widerständigkeit gegen die Vernutzung von Arbeitskraft im kapitalistischen Produktionsprozess konzipieren“ (ebd.). Wenn sie mit ihrem Begriff von „Organisieren“ ansprechen, dass im Rahmen von Reproduktionsarbeit „die dafür notwendigen Ressourcen – die Mittel des Lebens – in Gebrauch zu nehmen“ (ebd.) sind, weisen sie zudem ausdrücklich darauf hin, dass „gesellschaftliche Teilnahme, ‚Partizipation‘, [...] auch Formen ein[schließt], sich in einer anderen als der herrschenden Arbeits- und Lebensweise entfalten [zu] können“ (ebd.). Nachdrücklich heben sie in diesem Zusammenhang hervor, dass Reproduktionsarbeit – vor allem im Rahmen von „Kämpfe[n] in der Reproduktionsarbeit“ (ebd.) – sogar „eine Veränderung der Welt bezwecken“ (ebd.) könne. Gerade mit ihrem Anschluss an die dargelegten arbeitssoziologischen Überlegungen und ihrem Begriff eines In-Gebrauch-Nehmens von „Mitteln des Lebens“ bleiben jedoch selbst sie zumindest latent noch dem Dualismus von Produktion und Reproduktion verhaftet.

Dies wird auch in ihrer Zusammenstellung des „am Ort des Haushalts“ zusammenkommenden „Formen von Arbeit“ (ebd.) deutlich. Sie unterscheiden:

- „die alltägliche, banale, aber zeit- und kraftaufwendige Haus- und Eigenarbeit (Waschen, Kochen, Putzen, Einkaufen, Reparieren, Geld verwalten, Planen, Sorge tragen etc. pp.),

- die Umwandlung von Waren und von bürokratisch bzw. expertokratisch angebotenen sozialen Dienstleistungen in Ressourcen mit 'Gebrauchswerten' für das Betreiben eines eigenen Lebens; wir sprechen von 'Nutzbarmachung' [...] der etablierten sozialstaatlichen Wohlfahrt (Bearbeitung der administrativen Anforderungen und Blockierungen: Anträge, Steuererklärungen, Versicherungs-bürokratien etc.),
- die mehr oder weniger bedingungslose bzw. parteiliche Mobilisierbarkeit von 'guten Diensten' zur Bewältigung von Lebenskatastrophen, in Not- und Ausschluss-situationen (Einspringen, eigene Pläne umwerfen, mit Geld aushelfen, mit Tipps und Alltagsexpertise die zuvor genannte Arbeit ermöglichen etc.) und schließlich
- die nur begrenzt 'gegenseitig' zu organisierende Arbeit der Betreuung und Versorgung von Haushaltmitgliedern, die sich temporär oder dauerhaft in einer extremen (doch nicht seltenen) Situation der 'Abhängigkeit' befinden (carework)" (ebd.: 166f.)

Zur Reproduktion bzw. Verschiebung des Dualismus von Produktion/Reproduktion in der Care-Debatte

Wenn Bareis und Cremer-Schäfer in dieser Weise auf einen breit angelegten Begriff von *Reproduktionsarbeit* zurückgreifen, dann korrespondiert dies sehr stark mit dem, wie auch Gabriele Winker (2010: 170) diesen Begriff füllt. Auch sie engt Reproduktionsarbeit nicht auf die (Wieder-)Herstellung von Arbeitskraft ein, sondern fasst darunter alle nicht warenförmigen, gebrauchswertorientierten Tätigkeiten menschlicher Reproduktion. Während jedoch Bareis und Cremer Schäfer *carework* sehr eingegrenzt als Teil von *Reproduktionsarbeit* fassen, werden heute „in der internationalen Fachdebatte unter Care-Tätigkeiten meistens alle unbezahlten Arbeiten im Haushalt und alle bezahlten und unbezahlten Betreuung- und Pflegearbeiten verstanden“ (Madörin 2007: 142).

Doch auch die *Care*-Debatte ist noch stark durch den Dualismus von *Produktion* und *Reproduktion* geprägt. Wenn sie diesen nicht – wie Bareis und Cremer-Schäfer – durch einen eng gefassten und von Prozessen gesellschaftlicher *Produktion* losgelösten Begriff von *Care* reproduziert, verschiebt sie ihn: So bei dem sehr umfassenden, sogar weit über die von Winker oder Bareis und Cremer-Schäfer vorgeschlagenen Begriffe von *Reproduktionsarbeit* hinausgehenden, selbst privatkapitalistisch organisierte Reparaturarbeiten einschließenden *caring*-Begriff, wie er von Joan Tronto (1993) in die Debatte eingebracht wurde. Diese fasst *caring* „as a species activity that includes everything that we do to maintain, continue, and repair our 'world' so that we can live in it as well as possible. That includes our bodies, our selves, and our environment, all of which we seek to interweave in a complex, life sustaining web“ (ebd.: 103).

Mit dieser Definition vermeidet Tronto zwar *caring* als eine spezifisch *weibliche* Sorgetätigkeit zu charakterisieren. Indem sie einen sehr oberflächlichen, an der erhaltenden bzw. reparierenden Funktion orientierten Zusammenhang dieser Sorgearbeit mit anderen gesellschaftlichen *Reproduktionstätigkeiten* konstruiert, verschiebt sie aber bloß den klassischen Dualismus zu einem funktionsbezogenen Unterschied zwischen einer nun so etwas weiter gefassten *Reproduktion* und einem von ihr auf die Funktion der Erzeugung bzw. Neukreation eingegengten Begriff von *Produktion*. Zugleich werden damit von ihr jedoch vom Inhalt der Tätigkeit nahezu ineinander übergehende Tätigkeiten künstlich auseinandergerissen. Gerade bei menschlicher Sorgetätigkeit ist sogar analytisch häufig kaum auseinanderzuhalten, ob es sich um eine rein *reproduktive* handelt, oder nicht zugleich auch um eine erzeugende, im Sinne von *Bildungsprozesse* befördernde oder anregende. Im letzteren Falle wären diese Tronto (vgl. ebd.: 104) zufolge dann nicht mehr als *caring* zu bezeichnen.

Neben der erhaltenden, reparierend-reproduzierenden Funktion sieht Tronto (vgl. ebd.: 127ff.) *caring* durch einen spezifischen formalen Arbeitsablauf gekennzeichnet: *Carer* müssen zunächst im *caring about* über *attentiveness* Bedarfe entsprechend interpretieren, um dann aufgrund ihrer *competence* die richtigen Schritte einzuleiten. Stoßen sie damit im *care taking* auf eine *responsiveness* der *objects of care* kann der *care prozess* erfolgreich durchlaufen werden. Ilona Ostner (vgl. 2011) hat die mit dieser geradezu formal-operationalen Definition verknüpfte Intention Trontos herausgestrichen, nicht nur einer Vergeschlechtlichung von Sorgetätigkeiten als weiblicher entgegenzusteuern. Indem es „Tronto hauptsächlich um ein überindividuelles *caring about* und um überindividuelle Nöte geht, dem/denen dann die Übernahme von Verantwortung und schließlich der konkrete Akt der Wiederherstellung folgen (*taking care of*)“ (ebd.: 466), habe sie darüber hinaus zugleich die Familiarisierung von Sorge sozialstaatlich aufzubrechen versucht. So habe sie – wie Ostner hervorhebt – die Gefahr gesehen, „dass man sich mehr um die eigenen Leute sorgte als um die fremden, weiter entfernten und dass man sich an eine besondere bedürftige Person stärker band als an eine beliebige andere“ (ebd.: 467).

Aus dieser Perspektive Trontos heraus brauchen *carer*, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, keine besondere (emotionale) Beziehung zu den oder Bindung an die *objects of care* zu haben. Damit aber verfehlt Trontos breite Definition von *caring* und ihr formalistisches Modell des *care prozess* das Spezifikum von Sorgearbeit. Denn – wie Ilona Ostner herausstreicht – ist „Sorgearbeit [...] nicht zu trennen von der je spezifischen Beziehung zwischen demjenigen, der sorgt, und demjenigen, der versorgt, betreut, gepflegt wird“ (ebd.: 468). Sorgearbeit sei so „vielleicht

(handanlegende) Arbeit, aber vor allem 'Beziehungs'arbeit" (ebd.), wobei sich sogar „einige Sorgebeziehungen [...] durch einen Überschuss an 'Beziehung' [...] und in der Folge durch eine andere Qualität der Sorge" (ebd.) auszeichneten. Überzeugend legt Ostner in diesem Zusammenhang dar, dass Care-Arbeiten schon allein „deshalb gefühls-, weil berührungsintensiv, wenn nicht gar invasiv sind [...], weil sie 'kulturell gesetzte Distanzen zwischen Menschen' [...] außer Kraft setzen" (2011: 470).

Dass solche bereits in der bundesrepublikanischen Diskussion der 1980er Jahre zu personenbezogenen Dienstleistungen herausgearbeiteten Erkenntnisse zur Bedeutung eines „berufsgemessenen Gefühlsmanagement" (ebd.: 469), zu dem „dann auch die Arbeit an den unvermeidbaren Asymmetrien in der Beziehung zwischen Dienstleistendem und Dienstempfänger" (ebd.) gehört (vgl. dazu auch Madörin 2007), „in der aktuellen *care* Debatte selten" (Ostner 2011: 470) geworden seien, führt Ostner darauf zurück, dass entsprechende „Mikroanalysen des Sorgegeschehens" (ebd.) zunehmend durch „Makroanalysen – so z.B. eine Politische Ökonomie der 'Care Arbeit' – [...] abgelöst" (ebd.) wurden. In ihrer entsprechenden historischen Rekonstruktion der Debatte verweist sie (vgl. ebd.: 464f.) auf eine Akzentverschiebung der Thematisierung von „*Care* [...] zunächst als *Arbeit*, dann als bereichsübergreifender *Status* der Mitglieder einer Gesellschaft [...], an den subjektive soziale Rechte geknüpft waren bzw. sein sollten" (ebd.) und betont bezüglich Letzterem das zugleich doppelte „Recht, Betreuung und Pflege entsprechend geregelter Vorgaben zu erhalten, und [...] selbst Betreuung und Pflege – und zwar wiederum im geregelten Rahmen – anbieten zu können, sofern man dies wollte" (ebd.).

Dass Mikro- und Makroanalysen durchaus miteinander verknüpft werden können – ja, darüber sich sogar Indikatoren zur Identifizierung unterschiedlicher *care regimes* im Rahmen vergleichender Wohlfahrtsforschung gewinnen lassen – zeigen vor allem die Arbeiten von Mary Daly und Jane Lewis (1998; 2000). Von daher fokussieren diese sehr stark die *Produktionsverhältnisse* von Sorgearbeit. Ihre Definition von *social care* umgreift jedoch durchaus auch deren *Produktivkräfte*: So fassen sie *social care* als „activities" (1998: 6) – später ergänzten sie: „and relations" (2000: 285) – „involved in meeting the physical and emotional requirements of dependent adults and children, and the normative, cost and social frameworks within which this work is assigned and carried out" (1998: 6; 2000: 285). Ob dabei „relations" sowie „normative, cost and social frameworks" eher den Produktivkräften oder den Produktionsverhältnissen zuzurechnen sind, lässt sich analytisch nicht objektiv von außen, sondern nur jeweils konkret aus der Perspektive der Sorgearbeit Leistenden bestimmen.

Auf den ersten Blick noch stärker scheint diese zugleich Produktivkräfte wie Produktionsverhältnisse im Blick haltende Perspektive zum Ausdruck zu kommen, wenn Mary Daly *caring* sowohl als „an expression of the connectedness of social beings and a means of achieving such connectedness" (2001: 34) fasst. „Connectedness" wäre dann synonym zum Begriff der Produktionsverhältnisse und „means of achieving such connectedness" zu dem der Produktivkräfte zu lesen. Hervorzuheben wäre aber auch hier, dass nicht nur „means of achieving [...] connectedness", sondern auch „connectedness" selbst als Produktivkraft wirksam zu werden vermag.

Zur Diskussion der vorgeschlagenen unterschiedlichen Füllungen des Care-Begriffes

Zwar scheint es Daly durch diese sehr allgemein gehaltene Fassung von *caring* zu gelingen, den auf Engels zurückgehenden Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion nicht derart zu reproduzieren, wie in ihrer vorhergehenden, gemeinsamen mit Jane Lewis verfassten Definition aufgrund der Engführung auf „dependent adults and children" (1998: 6; 2000: 285). Der Preis hierfür ist jedoch, dass „connectedness" von ihr in einer Weise abstrahiert wird, dass deren höchst unterschiedliche Anlässe und Qualitäten aus dem Blick geraten. So ist doch die über ökonomische Abhängigkeiten oder gar ein tayloristisches Produktionsregime auferlegte „connectedness" wohl kaum zu vergleichen mit der aufgrund eines sexuellen Begehrens. Und während es zwar gegenwärtig durchaus Bestrebungen gibt, auch Sexarbeit unter dem Care-Begriff zu fassen, ist mir kein Ansatz bekannt, diesen auch auf das Management von Beziehungen im Bereich von Wirtschaft oder Warenproduktion auszuweiten.

Wenn Ilona Ostner oder Mascha Madörin den Aspekt (emotionaler) Beziehungsarbeit als eine sich aus der Tätigkeit von Sorgearbeit und sozialer Dienstleistungsproduktion selbst heraus ergebende Notwendigkeit herleiten, beschreiben sie zwar einen sehr viel weniger abstrakten Kern von Care, welcher zugleich auch ein inhaltlich verbindendes Element zwischen den darunter subsumierten Arbeiten und Tätigkeiten beschreibt. Selbst durch den Einbezug sozialer Dienstleistungsproduktion wird aber der Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion noch nicht überwunden. Zudem wäre auch ihr Begriff von Beziehungsarbeit analytisch sowohl nach Seiten der darin zum Einsatz kommenden und darüber zugleich verwirklichten Produktivkräfte, wie auch der Produktionsverhältnisse hin auszuloten, die ja selbst in ein und derselben Gesellschaft durchaus ganz unterschiedlich ausgestaltet sind. So bekennt Mascha Madörin, dass sie sich

„zunehmend frage [...], ob es nicht wichtig wäre, zu unterscheiden zwischen den bezahlten und unbezahlten Care-Tätigkeiten für Menschen, die selbst nicht in der Lage sind, für sich selbst finanziell und durch unbezahlte Arbeit teilweise oder ganz zu sorgen (Kinder, gebrechliche und kranke Erwachsene), und den Care-Tätigkeiten, die für alle wichtig sind“ (2007: 143).

Und so weist sie geradezu süffisant darauf hin, dass „die geplätteten Unterhosen für den voll arbeitsfähigen Ehepartner wegzuräumen, [...] ökonomisch gesehen nicht dasselbe [ist], wie die Wäsche für das kleine Kind wegzuräumen oder für eine gehbehinderte erwachsene Person einkaufen zu gehen. Das explizite oder implizite Tauschverhältnis ist ein anderes“ (ebd.).

Implizit verweist auch Margit Brückner auf die unterschiedlichen *Produktionsverhältnisse*, wenn sie hervorhebt, dass *carework* den gesamten Bereich „familialer und institutionalisierter Aufgaben der Gesundheitsversorgung, der Erziehung und der Betreuung im Lebenszyklus (Kinder, pflegebedürftige und alte Menschen) sowie der personenbezogenen Hilfe in besonderen Lebenssituationen“ (2004: 9) umfasse. Denn hinter den familialen und institutionalisierten Aufgaben verbergen sich ja höchst unterschiedliche Produktionsverhältnisse von *carework*. Doch auch ihre Definition vermag den Dualismus zwischen *Produktion* und *Reproduktion* nicht aufzubrechen

Mit Ostners (2011: 464f.) Verweis auf die veränderte Thematisierungsweise von „*Care* [...] zunächst als *Arbeit*, dann als bereichsübergreifender *Status* der Mitglieder einer Gesellschaft [...], an den subjektive soziale Rechte geknüpft waren bzw. sein sollten“ (ebd.) deutet sich bereits an, dass in der Care-Debatte neben einem analytischen zugleich auch ein emphatischer Begriff von *Care* diskutiert wird. Das von ihr in diesem Zusammenhang angesprochene gleich doppelte „Recht, Betreuung und Pflege entsprechend geregelter Vorgaben zu erhalten, und [...] selbst Betreuung und Pflege – und zwar wiederum im geregelten Rahmen – anbieten zu können“ (ebd.), zielt dabei eindeutig auf die Produktionsverhältnisse von Sorgearbeit. Mary Daily (2001: 34) bringt darüber hinaus eine auf die Care-Produktion selbst ausgerichtete emphatische Dimension zur Sprache, wenn sie neben ihrer schon angesprochenen, Produktivkräfte wie Produktionsverhältnisse gleichermaßen analytisch im Blick haltenden allgemeinen Definition von *caring*, zugleich auch darauf verweist, dass es „as an ethical practice [...] attentiveness, responsibility, competence and responsiveness“ erfordert.

Wie Ostner und Madörin (s.o.) gezeigt haben, lässt sich diese ethische Anforderung vom Charakter und den Notwendigkeiten von (emotionaler) Beziehungsarbeit selbst herleiten. Sogar in sozialer Dienstleistungsproduktion unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen scheint eine Einlösung der von Daily

für „caring as an ethical practice“ herausgearbeiteten Prinzipien insoweit unabdingbar, als darüber die (Ko-)Produktion der Nutzenden sicher zu stellen ist. Die entsprechenden Notwendigkeiten (emotionaler) Beziehungsarbeit aber sind ebenso wie die, sozialer Dienstleistungsproduktion letztendlich ihrem (Arbeits-)Gegenstand selbst geschuldet. Wie aber ist dieser zu bestimmen?

Schon kritisiert wurde, dass Mary Daly und Jane Lewis in ihrer Definition von *social care* deren Gegenstand auf „physical and emotional requirements of dependent adults and children“ (1998: 6; 2000: 285) eingrenzen, weil sie dadurch den Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion nicht aufzuheben vermögen. Gleiches gilt, wenn Margit Brückner diesen Gegenstand mit ihrer Umschreibung als „Aufgaben der Gesundheitsversorgung, der Erziehung und der Betreuung im Lebenszyklus [...] sowie der personenbezogenen Hilfe in besonderen Lebenssituationen“ (2004: 9) etwas weitet. Was diese Aufgaben und damit den (Arbeits-)Gegenstand von *carework* ausmacht, bleibt darüber hinaus ebenso blass wie das Verbindende zwischen den von ihr aufgelisteten Aufgaben.

Vorüberlegungen zu einer Neubestimmung des (Arbeits-)Gegenstandes emotionaler Beziehungsarbeit

Mein hier zur Diskussion gestellter Vorschlag ist, den Arbeitsgegenstand emotionaler Beziehungsarbeit als (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* zu bestimmen. *Menschliche Subjektivität* habe ich (vgl. May 2004) vorgeschlagen, als *lebendige Arbeit* von *Selbstregulierungen* zu fassen, die in und durch Reibung der nach allseitiger Verwirklichung strebenden menschlichen Sinnes-Vermögen mit sozialen und dinglichen Objekten freigesetzt wird, um in immer subtileren Wechselwirkungen jene Gesetze herauszuarbeiten, nach denen diese Objekte mit den sich auf diese Weise funktional weiter ausbildenden menschlichen Sinnen und Organen kooperieren (vgl. ebd.: Kap. 3.3).

Zur Arbeit am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* bedarf es Arbeitsvermögen, wie Sensibilität, Empathie, mimetische Vermögen, Spontaneität und Kreativität. Diese sind allesamt dadurch gekennzeichnet, dass sie sich sowohl einer *Selbst-* wie *Fremdregierung* (Kessl 2005: 98) entziehen und sich dadurch auch nicht enteignen lassen, weil sie sich eben nur selbstreguliert verwirklichen. Sich selbst vorzunehmen, spontaner oder kreativer zu sein, erweist sich als ebenso fruchtlos wie der Appell anderer, empathischer zu sein, bewirkt solche Order für Gewöhnlich doch eher das Gegenteil. Und wenn Bareis und Cremer-Schäfer „unter ‚Freundlichkeit‘ [...] in Brecht’scher Manier eine Praxis des Wohlwollens, der Fürsorglichkeit und der Wertschätzung [verstehen], die (zumindest in den

Gedichten und Geschichten von Brecht) immer wieder erbracht wird, ohne dass eine Vorleistung gegeben oder eine Gegenleistung erwartbar wäre“ (2013: 171), und darauf verweisen, dass diese „Freundlichkeit [...] sich weder durch Organisation steuernd oder bürokratisch noch warenförmig herstellen“ (ebd.) lässt, dann gehört diese Art Freundlichkeit zweifellos auch zu den Produktivkräften *menschlicher Subjektivität*.

Mit ihrem Verweis, dass sich Freundlichkeit nicht „warenförmig“ herstellen lässt, haben sie ein weiteres gemeinsames Kennzeichen aller dieser zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen benannt. Sie sind damit weder akkumulier- noch kapitalisierbar. Sie eignen sich nicht einmal dazu, als Privateigentum behandelt zu werden, verlieren diejenigen, die zur Produktion *menschlicher Subjektivität* solche Vermögen entäußern, diese ja nicht. Ganz im Gegenteil lassen sich solche Vermögen erst durch ihre Entäußerung entwickeln und verwirklichen¹. Wie die ebenfalls durch diese Arbeitsvermögen produzierten und zum Kern *menschlicher Subjektivität* gehörenden „Formen lebendigem Wissens“, die nach Andre Gorz' (2004: 31) Analyse im gegenwärtigen Kapitalismus „zur Hauptquelle von Wert und Profit“ (ebd.) werden, wirken sie in dieser Weise zwar als *Quelle* des Reichtums wie Produktivkräfte, allerdings „ohne allein das zu sein, und ohne ein notwendiges Produktionsmittel werden zu müssen“ (ebd.: 63). Vielmehr stellen sie als „Sinnquelle und Selbstzweck“ (ebd.) bereits selbst einen Reichtum da. Ja, in den zur Produktion des Arbeitsgegenstandes *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen manifestiert sich schon selbst der Kern dessen, was sie zu (re-)produzieren trachten: eben *menschliche Subjektivität*.

Auch weil es in der kapitalistischen Produktionsweise ganz zentral darum geht, Arbeitszeit zu sparen, die Freisetzung und Verwirklichung der zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen, aber einem eigenen selbstregulierten Zeitrhythmus folgt, der sich ebenfalls einer *Fremdregierung* entzieht, sind diese Vermögen innerhalb der ganz auf Arbeitszeitverkürzung, Akkumulation und Warenproduktion ausgerichtete kapitalistische Produktionsweise nicht herstellbar, sondern erfordern eine eigene Produktionsweise. In dieser fallen nicht nur Produktion und Konsumtion zusammen, sondern deren Produktivkräfte sind in skizzierter Weise schon wesentlicher Teil des Produktes selbst. Die Ökonomie, der diese Produktionsweise folgt, lässt sich als eine *lebendiger Arbeit*

1 In mystifizierter Form bringt dies die Theorie des Sozialkapitals zumindest dadurch zum Ausdruck, dass sie diese Kapitalart als eine Ressource charakterisiert, die durch erhöhte Nachfrage und Nutzung eher anwüchse als abnahme und bei Nichtnutzung sogar ganz verschwände (vgl. May 2004 b: 85).

charakterisieren, während es sich bei der kapitalistischen Produktionsweise – wie Marx herausgearbeitet hat – um eine Ökonomie *toter Arbeit* handelt.

Marx hat mit dem Begriff *tote Arbeit* zu verdeutlichen versucht, dass Kapital oder Maschinen aus sich selbst heraus keinen eigenen Wert produzieren, weil sie selbst aus *lebendiger Arbeit* hervorgegangen sind und als in dieser Weise eben *tote Arbeit* ohne weiteres Hinzufügen *lebendiger Arbeit* gar nichts produzieren. Auch die Produktion *menschlicher Subjektivität* muss auf *tote Arbeit* in Form bestimmter Rituale, die sich in der zwischenmenschlichen Beziehung und der Gesellschaft ausgebildet haben, Normen oder sogar bestimmte Methoden und Techniken der Kommunikation und Interaktion zurückgreifen. Erst in Kombination mit der jeweils zugesetzten und für die Produktion *menschlicher Subjektivität* entscheidenden *lebendigen Arbeit* solcher Vermögen, wie Empathie, Spontaneität etc., aus der sie zu einem groß Teil hervorgegangen sind, die sich aber gerade nicht in *tote Arbeit* verwandeln lassen, bilden sie gemeinsam die Produktivkräfte zur Produktion *menschlicher Subjektivität*. Selbst die menschlichen Sinne und Organe, die in diesem Produktionsprozess zum Einsatz kommen, sind in dieser Weise als *tote Arbeit* zu begreifen. Beispielsweise entstehen die neuronalen Vernetzungen unseres Gehirns erst im Denken, Fühlen und Handeln und bewirken ohne die *lebendige Arbeit* von *Selbstregulierungen*, die auf den verschiedensten Ebenen des menschlichen Organismus in und durch Reibung seiner nach allseitiger Verwirklichung strebenden menschlichen Sinnes-Vermögen mit sozialen und dinglichen Objekten freigesetzt werden, gar nichts (vgl. May 2004: Kap. 3.2).

Dabei unterliegt dieser Teil als *tote Arbeit* habituell und in Ritualen sowie Kommunikationstechniken vergegenständlichter Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* subtilen gesellschaftlichen Prägungen – selbst dann, wenn die (emotionale) Beziehungsarbeit, in der sie zum Einsatz gebracht werden, ganz auf Unmittebarkeit ausgerichtet sein sollte (vgl. ebd.: Kap. 5). Somit gilt für diesen Anteil *toter Arbeit* in den Produktivkräften *menschlicher Subjektivität*, was Marx ganz allgemein hinsichtlich der „im ersten Beginn als naturwüchsig erscheinen(den)“ (1974: 18) Bedingungen und Voraussetzungen der Produktion ausführte: Durch den Prozess der Produktion selbst werden diese „aus naturwüchsigen in geschichtliche verwandelt“ (ebd.). (Emotionale) Beziehungsarbeit zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* ist somit stets – wie Negt/Kluge (1981: 893) herausgearbeitet haben – durch einen in ihr arbeitenden Widerspruch gekennzeichnet „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (ebd.), wobei die Frage, ob die lebendige oder die tote Arbeit den Ausschlag gibt, von zentraler Bedeutung ist. Denn *tote Arbeit*, wenn sie die Macht über die *lebendige* gewinnt, tendiert immer dazu, jene Bedingun-

gen zu reproduzieren, aus denen heraus sie entstand². Ein zentrales Kennzeichen *menschliche Subjektivität* hingegen ist deren Veränderung.

Hinzu kommt, dass diese *tote Arbeit* als Produktionsmittel zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* gesellschaftlich ganz unterschiedlich distribuiert ist. Historisch akkumuliert ist sie vor allem in der weiblichen Arbeitskraft, weil diese nahezu in allen Gesellschaftsformationen in besonderem Maße mit (emotionaler) Beziehungsarbeit betraut ist und genau darüber entsprechende Vermögen auszubilden vermag. Aber auch soziokulturell manifestieren sich in unserer Gesellschaftsformation unterschiedliche Distributionsweisen. So zeigen von Bierhoff-Alfermann (1989: 79 ff.) gesichtete Untersuchungen aus dem Bereich der Androgynieforschung, dass die Fähigkeit, in einer unstrukturierten Interaktionssituation „sich variabel auf Interaktionspartner einzustellen“ (ebd.: 85), in bildungsorientierten Milieus sehr viel stärker als in anderen verbreitet ist. Dies betrifft allerdings nun nicht nur die im Rahmen der weitgehend einer Ökonomie *toter Arbeit* verpflichteten Theorie des Sozialkapitals eventuell (z.B. bei Bourdieu 1983) mit gesehenen Quantität zur Verfügung stehender Beziehungsmuster. Berührt davon wird auch der Anteil *lebendiger Arbeit* mimetischen Vermögens. Und darüber vermittelt geht es fernerhin um die Verteilung der Fähigkeit, angemessen mit jenem in der Beziehungsarbeit ständig arbeitenden Widerspruch umgehen zu können, „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893).

Zur Entwicklung des Anteils *lebendiger Arbeit* an den Produktivkräften

Eine vorgängige Produktion dessen, was ich als *menschliche Subjektivität* bezeichnet habe, ist in gewissem Maße für alle gesellschaftlichen Produktionsprozesse erforderlich. In der materiellen Güterproduktion kommt diese vor allem in dem zum Tragen, was Michel Polanyi (1985) als *implizites Handlungswissen* bezeichnet hat. Sein Begriff von *tacit knowledge* lässt sich in der von mir präferierten Theoriesprache als *tote Arbeit* gelingender *Selbstregulierungen* in der Kooperation menschlicher Sinne und Organe untereinander sowie mit den jeweiligen dinglichen Objekten der Außenwelt reformulieren. Polanyis Begriff von *tacit knowing* hingegen verweist aus meiner Perspektive auf die situativ jeweils neu zuzusetzende *lebendige Arbeit* – vor allem in Gestalt mimetischer

2 Erst vor diesem Hintergrund gewinnt die Theorie selbstreferentieller Systeme (vgl. Luhmann 1984) ihre Plausibilität.

Vermögen – damit die Muster gelingender Selbstregulierungen in den entsprechenden Kooperationsverhältnissen jeweils optimierend neu justiert werden und der auch im *impliziten Handlungswissen* ständig arbeitenden Widerspruch „zwischen lebendig sein und der Unmöglichkeit, auf tote Arbeit verzichten zu können“ (Negt/Kluge 1981: 893) entsprechend ökonomisch ausbalanciert wird. Denn wenn die im Produktionsprozess auftauchenden Probleme auf der Basis der *toten Arbeit* eines *tacit knowledge* bearbeitbar erscheinen, kann der für ein Zusetzen *lebendiger Arbeit* notwendige Energieaufwand entsprechend gering gehalten werden. In dem Maße aber, in dem umgekehrt die *lebendige Arbeit* eines *tacit knowing* im Produktionsprozess von Gütern zur Verwirklichung kommt, wird nicht nur an diesen, sondern zugleich auch am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* gearbeitet.

Dies gilt erst recht für jene Formen „immaterieller Arbeit“, die im Wesentlichen auf der Fähigkeit basieren, „sich mit anderen zu verständigen und zu kooperieren“ (Gorz 2004: 19). Wie „Formen lebendigem Wissens“ (ebd.: 31) setzen diese ein hohes Ausmaß vorgängig produzierter *menschlicher Subjektivität* voraus. Zugleich aber wird in solchen Arbeitsformen stets auch am Gegenstand *menschlicher Subjektivität* gearbeitet: In welchem Ausmaß hängt, entscheidend von den Produktionsverhältnissen ab, unter denen diese Arbeit geleistet wird. Auf unbefristeten Stellen der Hochschulen scheint dies weit eher möglich zu sein als in den sehr viel stärker kapitalistischen Verwertungszwängen ausgesetzten Entwicklungsabteilungen profitorientierter Konzerne. Dass in bildungsorientierten Milieus die Fähigkeit, in einer unstrukturierten Interaktionssituation „sich variabel auf Interaktionspartner einzustellen“ (Bierhoff-Alfermann 1989: 85), stärker ausgeprägt ist als in anderen soziokulturellen Milieus, lässt sich vor diesem Hintergrund vor allem aus den breiteren Einsatzmöglichkeiten dieser Fähigkeiten in deren Berufsleben erklären.

Obwohl die kapitalistisch wertschaffende Produktion – wie Gorz (2004) überzeugend herausgearbeitet hat – immer stärker der lebendigen Arbeit solch assoziativer Vermögen bedarf, ist ihr Wirken dort zumeist weitgehend durch den schematischen Blick der Mittel-Zweck-Perspektive verdeckt. Die mag auch ein Grund sein, weshalb Polanyi von *tacit* (= stillschweigendem) *knowledge* und *knowing* spricht. Dass dieses *implizite Handlungswissen* sich als Könnerschaft nicht verwirklichen lässt, wenn die darüber Verfügenden aufgefordert werden, es in seiner Verwirklichung zu explizieren, verweist darauf, dass sich über die darunter gefassten assoziativen Vermögen ganz generell nicht instrumentalistisch verfügen lässt. Da sie – wie schon skizziert – nur selbstreguliert (vgl. May 2004: bes. 144ff.) aus der Unmittelbarkeit von Beziehungsverhältnissen entstehen – sowohl

im Binnenverhältnis einer Person, wo assoziativ z.B. eine neue Idee entsteht, als auch im mimetischen Beziehungsverhältnis zu Objekten der äußeren (zweiten) Natur – lassen sich diese Arbeitsvermögen, die zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendig sind und bereits selbst zu deren Kern zählen, auch nicht kapitalistisch produzieren. Als „nicht quantifizierbare, [...] nicht auf dem Markt tauschbare“ (Gorz 2004: 68) Ressource, welche sich als „positive Externalität“ – wie Gorz schreibt – quasi „von selbst produziert hat und sich fortwährend weiter produziert“ (ebd.: 20), lassen sich die sowohl in der immateriellen (Wissens-)Arbeit wie bei der Produktion *menschlicher Subjektivität* zum Einsatz kommenden assoziativen Arbeitsvermögen aber sehr wohl kapitalistisch ausbeuten. In der französischen Diskussion wurde diesbezüglich der Begriff „Ausbeutung zweiten Grades“ geprägt.

Gorz' Rede von einer „positiven Externalität“, die sich „von selbst produziert hat und sich fortwährend weiter produziert“ (ebd.), bedeutet nun aber keineswegs, dass deren (Re-)Produktion aus dem Nichts heraus erfolgt, sondern verweist – in meiner Lesart – lediglich auf den *selbstregulierenden* Charakter der Arbeitsvermögen, aus denen sich Formen immaterieller (Wissens-)Arbeit speisen. Zu deren (Re-)Produktion ist ganz im Gegenteil – wie skizziert – eine eigene Produktionsweise erforderlich. Prinzipiell kann diese unter allen möglichen Produktionsverhältnissen praktiziert werden. Allerdings erweisen sich auf Privatisierung basierende Produktionsverhältnisse – im kapitalistischen Betrieb nicht anders als in der Familie – eher als ein Hemmnis zur Entwicklung vor allem des Anteils *lebendiger Arbeit* an den Produktivkräften, lässt sich doch der damit assoziierte Beziehungsreichtum nur selbstreguliert verwirklichen, wenn er das Ganze der Gesellschaft in einer neuen Form von Öffentlichkeit ergreift (vgl. May 2005: 74f.).

Da dies aber eine Überwindung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse implizieren würde, wird die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* – wie die der Gattung allgemein sowie der Arbeitskraft im Besonderen – herrschaftlich in die Privatheit individueller Konsumtion ausgegrenzt. Wie schon Marx (1974) herausgearbeitet hat, besitzt die Bestimmtheit jener Abstraktion der klassischen politischen Ökonomie, dass Produkte in der Produktionssphäre produziert und in der Konsumtionssphäre konsumiert werden, während umgekehrt der Mensch in seiner konkreten Leiblichkeit und Bestimmtheit als Arbeitskraft in der Konsumtionssphäre produziert und in der Produktionssphäre über die Verausgabung seiner Arbeitsvermögen konsumiert wird, ihre Vollgültigkeit auch nur für und innerhalb kapitalistischer Gesellschaften, deren Produkt sie ist. Der auf Engels zurückgehende Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion, der seit dieser Zeit in skizzierter Weise die feministischen Debatten durchzieht, verdoppelt

diese Abstraktion mit den dargelegten Konsequenzen einer Entkonkretisierung jener Arbeitsvermögen, die nicht nur zur (Re-)Produktion der Gattung, sondern vor allem der *menschlicher Subjektivität* erforderlich sind und die zugleich auch potenziell politisch auf eine Überwindung nicht nur der kapitalistischen, sondern jeglicher privatisierender Produktionsverhältnisse zielen. Gerade die zum Teil auch durch die feministische Debatte selbst mit reproduzierte Kodierung dieser Arbeitsvermögen als weibliche trägt maßgeblich dazu bei, sie ihres gesellschaftsverändernden Stachels zu berauben (vgl. May 2005).

Zur gesellschaftstheoretischen Einordnung der (Re-)Produktion menschlicher Subjektivität

Marx (vgl. 1974: 21ff.) hatte auch schon davor gewarnt, die denkende Rekonstruktion der klassischen politischen Ökonomie – so als treibe die Bewegung der Begriffe die historische Entwicklung aus sich heraus – gleichzusetzen mit dem wirklichen Entstehungsprozess des Verhältnisses zwischen der Produktion (über die die krisenhafte Reproduktion der Gesellschaft als kapitalistische erfolgt) auf der einen Seite und der Konsumtion (als Ausgangspunkt der Menschenproduktion, Ort privater Beziehungs-, Sorge und Erziehungsverhältnisse und des Haushaltes) auf der anderen. Im Unterschied zu dem von Engels eingeführten Dualismus zwischen Produktion und Reproduktion hat er Produktion als „Reproduktion einer durch den natürlichen Prozeß der beiden Geschlechter fortschreitenden Menschenzahl“ (Marx 1974: 388f.) definiert. Zudem hat er darauf aufmerksam gemacht, dass sich die kapitalistische Gesellschaftsformation aus „Trümmern und Elementen“ (ebd.: 26) untergegangener Gesellschaftsformen aufgebaut habe, „von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (ebd.).

Marx selbst hat sich im „Kapital“ (1962; 1963; 1964) jedoch darauf beschränkt, die von ihm als übergreifend gefasste Reproduktion der kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu analysieren. Diese hat er aufgeschlüsselt in einerseits die Reproduktion des Kapitals, die ihrerseits gründet auf einer Reproduktion der Produktion, und andererseits in die Reproduktion der Arbeitskraft, die sich auf die biologische Reproduktion und auf die Herstellung und Aufrechterhaltung der Arbeitskraft bezieht. Damit hat er eine politische Ökonomie der Arbeitskraft als Gegenpol zur Kapitallogik zwar immanent vorausgesetzt. Als Theoretisierung der Geschichte der individuellen Lebensläufe, der Generationen und der Gattung, vor allem aber des Produktionsprozesses *menschlicher Subjektivität* hat er diese

dort jedoch nicht eigens entfaltet. Seine Darstellung der einzelnen Kategorien und ihrer theoretischen Verknüpfung erfolgt einzig aus dem Interesse, den Produktionsprozess des Kapitals begrifflich zu rekonstruieren.

Freilich folgen auf jeder Darstellungsebene aus den Kapitalkategorien zugleich Bestimmungen für die Arbeit. Die Kapitalkategorien sind aber nicht die Kategorien zur Analyse der Arbeit. Mit ihnen lässt sich Wertformanalyse, nicht aber Formanalyse der Arbeit betreiben, was dann auch in der Hausarbeitsdebatte zu den skizzierten Problemen geführt hat. Aus dem Betrachtungswinkel der Kapitallogik ist zweifellos das im Tauschverhältnis zwischen kapitalistischer Produktion und Lohnarbeit entstehende Warenprodukt primär. Aus der Perspektive einer politischen Ökonomie der Arbeitskraft steht demgegenüber das Produktionsverhältnis der Arbeitskraft als Ware zu sich als Lebewesen im Vordergrund. Darauf verweisen ja auch Bareis und Cremer-Schäfer, wenn sie Überlegungen der Arbeitssoziologie dahingehend weiterführen, dass sie „Reproduktionsarbeit“ als notwendige Voraussetzung von Erwerbsarbeit *und gleichzeitig* als konstitutives Element subjektiver Widerständigkeit gegen die Vernutzung von Arbeitskraft im kapitalistischen Produktionsprozess konzipieren“ (2013: 166). In diesem Sinne bezeichnet erst der Antagonismus zwischen den Verwertungszwängen des Kapitals, das des Gebrauchswerts der Ware Arbeitskraft bedarf, und den Gebrauchswertansprüchen oder Lebensinteressen der Lohnarbeit die prekäre Logik des gesellschaftlichen Verhältnisses der kapitalistischen Gesellschaftsformation, in die auch die Geschlechterverhältnisse eingebunden sind.

Mit seinem Verweis darauf, dass sich die kapitalistische Gesellschaftsformation aus „Trümmern und Elementen“ (1974: 26) untergegangener Gesellschaftsformen aufgebaut habe, „von denen teils noch unüberwundene Reste sich in ihr fortschleppen, bloße Andeutungen sich zu ausgebildeten Bedeutungen entwickelt haben etc.“ (ebd.), hat Marx aber den Bezugspunkt geliefert, von dem aus dann Ernst Bloch (1979) seine Dialektik *gleichzeitiger* und *ungleichzeitiger Widersprüche* und Rosa Luxemburg (1985) sowie Negt/Kluge (1981) ihre akkumulationstheoretischen Fragestellungen entfalten konnten. „Objektiv ungleichzeitig“ im Bloch'schen Sinne sind die in Schwangerschaft, Kleinkinderziehung und Hausarbeit weiterwirkenden, wenn auch noch so durchkreuzten Formen einer an der Produktion von Menschen orientierten matriarchalen Produktionsweise sowie die mit ihnen verbundenen Überbauten einer Orientierung auf Bedürfnisbefriedigung und Verwirklichung der je eigenen Vermögen. Die sich in dieser Weise bis in das gegenwärtige Akkumulationsregime und die sie flankierende Regulationsweise „fortschleppen[den]“ „unüberwundene[n] Reste“ haben sich als „bloße Andeutungen“ (Marx 1974: 26) in der Produktion *menschlicher Subjektivität* „zu aus-

gebildeten Bedeutungen“ (ebd.) entwickelt. Und dies ist die Form, in der die in der Erosionskrise befindliche kapitalistische Gesellschaft mit einer verhinderten neuen Gesellschaft „schwanger geht“ (Bloch 1979: 122).

Es erfolgt in dieser Weise aber nicht nur eine Zuspitzung des *ungleichzeitigen Widerspruchs* zwischen jenem in Schwangerschaft, Kleinkinderziehung, Sorgearbeit und Haushalt verschlüsselten Beziehungsreichtum und dessen Einengung auf die Privatheit familiärer Beziehung, in deren Rahmen diese Arbeiten auch heute noch in unserer Gesellschaft weitgehend erfolgen: Wie skizziert bedarf auch die kapitalistisch wertschaffende Produktion immer stärker der *lebendigen Arbeit* assoziativer Arbeitsvermögen, die dort als *menschliche Subjektivität* (re-)produziert werden. Sie gerät damit überdies auf der Ebene der *Gleichzeitigkeit* in Widerspruch zu ihrer privaten Organisationsform. Die objektive Erscheinungsform dieses Widerspruchs ist hier erst recht nicht mehr bloß sich „fortschleppen[de]“ „unüberwundene Reste“ (Marx 1974: 26), sondern „verhinderte Zukunft“ (Bloch 1979: 119). Es sind aber paradoxer Weise – wie sich auch in der gerade formierenden Care-Bewegung wieder zeigt – vor allem die unvergangenen, weil nie ganz realisierten, daher bleibend subversiven und utopischen Inhalte in den privaten Beziehungen der Menschen untereinander und zur Natur, welche als treibende Kraft jenes Prozesses wirken, in dem beide Widersprüche zusammenkommen und sich antagonistisch in den Ökonomien *toter* und *lebendiger Arbeit* gegenüberstehen. Und gerade daraus lässt sich auch eine gesellschaftstheoretisch begründete politische Perspektive der sich organisierenden Care-Bewegung gewinnen.

Freilich handelt es sich bei den einer Ökonomie *toter Arbeit* folgenden Prozessen der (Re-)Produktion des Kapitals, wie sie Marx in seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ herausgearbeitet hat, wie auch bei den von mir skizzierten, einer Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgenden Prozessen der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* um *Idealtypen* im Sinne von Max Weber (1988: 190ff.) – d.h. Begriffsbildungen, um die Wirklichkeit analytisch trennscharf erfassen zu können. Sie systematisieren zentrale Aspekte, mit deren Heraushebung und Zuspitzung aber zugleich bloß Ausschnitte der jeweils fokussierten (Re-)Produktionsprozesse in den Blick genommen werden. Im Falle des Begriffes der einer Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgenden (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* handelt es sich darüber hinaus um einen emphatischen Begriff, der durch die Analyse entsprechender Prozesse diese zugleich in ihrer Verwirklichung befördern möchte. Wie schon am Beispiel des *impliziten Handlungswissens* in der materiellen Güterproduktion oder Gorz' Analyse immaterieller (Wissens-)Arbeit angedeutet, mischen sich beide idealtypisch unterschiedenen Prozesse empirisch sehr häufig und lassen sich nur analytisch trennen. Das betrifft selbstverständlich auch die Sorgearbeit.

Zu den verschiedenen (Arbeits-)Gegenständen der Sorgearbeit

Wenn ich an Margit Brückners (2004) Definition von *care-work* kritisiert habe, dass in ihr die Aufgaben und damit der (Arbeits-)Gegenstand von *care-work* ebenso blass blieben wie das Verbindende zwischen den von ihr aufgelisteten Aufgaben, und wenn ich vor dem Hintergrund, dass Ilona Ostners (2011) (emotionale) Beziehungsarbeit als verbindenden Kern von *care-work* bestimmt hat, die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* als deren Arbeitsgegenstand vorgeschlagen habe, wäre nun richtig zu stellen, dass nicht immer im Rahmen von *care-work* und (emotionaler) Beziehungsarbeit an diesem Gegenstand gearbeitet wird. Und insofern wäre meine Kritik an Brückner auch zu relativieren. Wie Ostner selbst schon andeutet, kann emotionale Beziehungsarbeit auch rein instrumentalistisch einzig und allein dazu eingesetzt werden, eine *responsiveness* der *objects of care* – um mich der Begrifflichkeit von Tronto (1993: 127ff.) zu bedienen – zu bezwecken. Und in der Tat werden dabei die im Rahmen von *care-work* 'Behandelten' tendenziell verobjektiviert.

Auch im Rahmen von Erziehung, die von Brückner (2004: 9) ebenfalls dem *care-work* zugerechnet wird, geht es keinesfalls immer um die Produktion *menschlicher Subjektivität*. Vielmehr wird, wenn die pädagogisch Tätigen entsprechende Äußerungsformen der zu Erziehenden als gesellschaftliche dysfunktional oder sogar schädlich halten, *menschliche Subjektivität* sogar explizit zu unterdrücken versucht. Auch geht es häufig in Erziehung um eine – wie Marx (vgl. 1962: 381) es im Kapital genannt hat – „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) nur ganz bestimmter einzelner Eigenschaften und Vermögen, die in dieser Weise dann zum (Arbeits-)Gegenstand eines entsprechenden *care-work* werden. Dass diese „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) nicht mit der Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* verwechselt werden darf, verdeutlicht Marx, in dem er hervorhebt, dass Ersteres notwendiger Weise mit der „Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen“ (ebd.) einhergeht, die als Dispositionen sich dann auch nicht mehr angemessen zu verwirklichen vermögen.

Umgekehrt ist für eine erzieherisch effektive „treibhausmäßige Züchtung“ (ebd.) jedoch ein geschicktes *tuning* erforderlich, wie Stern (1992: 208 f.) dies im Rahmen seiner Beobachtung von Interaktionen Sorgender mit Kleinkindern bezeichnender Weise nennt. Und dieses emotionale Aufgreifen bestimmter (Lebens-)Äußerungen *menschlicher Subjektivität* der Kleinkinder durch die sorgenden Erwachsenen, um diese dann entweder – falls es sich um erwünschte handelt – zu verstärken oder aber im umgekehrten Falle abzuschwächen, erfordert wiederum ein gewisses Maß an *attunement*, wie Stern (ebd.: 285ff.) solche Strategien sorgen-

der Abstimmung ganz allgemein bezeichnet, um dann das Ausmaß und die Form solcher Abstimmungen entsprechend zu kategorisieren. Vor dem Hintergrund dieser Differenzierungen lässt sich dann auch die Kontroverse zwischen Ostner und Tronto hinsichtlich der Notwendigkeit einer besonderen (emotionalen) Beziehung im *caring* auflösen. Ostner ist insofern zu folgen, als ein *affect attunement* im Hinblick auf die *responsiveness* der *objects of care* (Tronto 1993: 127ff.) immer notwendig ist. Allerdings – und dies entspricht eher der Argumentation Trontos – kann dieses auch sehr instrumentalistisch erfolgen und erfordert keine besondere emotionale Bindung.

An anderer Stelle hat Stern (2005) auch gemeinsam mit der Boston Change Process Study Group (BCPSG Stern et al. 2012) solche *attunement*-Fähigkeiten auch als *implizites Beziehungswissen* bezeichnet. Dass sie von *implicit* und nicht wie Polanyi von *tacit knowing* sprechen, verdeutlicht zugleich, dass sie mit ihrem als „weiterhin revisionsbedürftigen Arbeitsterminus“ (ebd.: 55) eingestuftem Begriff nicht an dessen Theorie, sondern an kognitionspsychologische Modelle *prozeduraler Repräsentation* (ebd.: 206) sowie „zeitgenössische[] Modelle[] der Hirnfunktionen“ (ebd.: 152) anknüpfen.

Zum Widerspruch zwischen toter und lebendiger Arbeit im impliziten Beziehungswissen

Wie Polanyis Begriff des *impliziten Handlungswissens* ist aber auch ihr Begriff *impliziten Beziehungswissens* als eines fortdauerenden, prozeduralen Wissens, „wie man zusammen mit anderen Menschen etwas tut oder wie man mit ihnen zusammen ist“ (Stern et al. 2012: 206), von einem Widerspruch zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* gekennzeichnet. Der Teil, den Stern (1992) als *Representations of Interactions that have been Generalized (RIG)* oder in späteren Arbeiten (1998) auch als *schema of being with* (= Modelle des Zusammenseins-Mit) bezeichnet hat, verweist dabei auf den Anteil *toter Arbeit*. Zugleich jedoch betonen Stern et al., dass „jedes Mal, wenn [...] auf Aspekte älterer internalisierter Modelle zurückgegriffen wird, [...] diese früheren Organisationen durch den gegenwärtigen Kontext der [...] Interaktion subtil re-organisiert“ (ebd.: 152) werden. Stern hat diesbezüglich die absolut plausible Hypothese formuliert, dass der modifizierende Einfluss einer neuen Episode mit der Anzahl der Erfahrungen sinke, die bereits in eine RIG bzw. Schema eingegangen sind. Somit gewinnt die *tote Arbeit* gegenüber der *lebendigen* die Überhand. Wenn seine Forschungsgruppe hervorhebt, dass auf der anderen Seite sich „unter günstigen Entwicklungsbedingungen [...] implizite prozedurale Repräsentationen miteinander ver-

binden und integrieren und an Flexibilität und Komplexität gewinnen“ (ebd.: 54f.) können, lässt sich dies dahingehend interpretieren, dass in diesen Fällen die *lebendige Arbeit* im Verhältnis zur *toten* den Ausschlag gibt.

Zugleich deutet sich hier versteckt eine ähnliche Doppelperspektive an, wie sie Gorz in seiner Analyse *immaterieller (Wissens-)Arbeit* explizit thematisiert hat, wenn er darauf verweist, dass diese nicht nur als Produktivkräfte im gegenwärtigen Kapitalismus „zur Hauptquelle von Wert und Profit“ (2004: 31) werden, sondern als „Sinnquelle und Selbstzweck“ (ebd.) bereits selbst einen Reichtum darstellen. So fungiert der von Stern und der BCPS-Group geprägte Begriff *implizites Beziehungswissen* in ihrem „integrativen Paradigma“ von „Veränderungsprozessen“ zum einen im Zusammenspiel *toter* und *lebendiger Arbeit* als Produktionsmittel zur Knüpfung von Arbeitsbündnissen im sukzessiven Ausloten und mäandernden Verfolgen gemeinsamer relationaler Intentionen im *caring*. In dem Maße aber, wie sie gleichermaßen als Arbeitsgegenstand und Ziel von *caring* ausweisen, dass sich „implizite prozedurale Repräsentationen miteinander verbinden und integrieren und an Flexibilität und Komplexität gewinnen“ (Stern et al. 2012: 54f.), erweist sich die darin anvisierte Freisetzung *lebendigen* Beziehungsarbeitsvermögens bereits selbst als ein zentraler Bestandteil *menschlicher Subjektivität*.

Gorz verweist darüber hinaus auf den Widerspruch zwischen den Produktivkräften *immaterieller (Wissens-)Arbeit* zu den kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Dies spiegelt sich in dem ebenfalls von Stern und der BCPS-Group nicht eigens explizierten Widerspruch, dass obwohl sie extrem asymmetrische (Produktions-)Verhältnisse eines Kleinkind-*caring* sowie psychodynamischer Therapiesettings untersuchen, den dabei erfolgenden Prozess der (Re-)Produktion *impliziten Beziehungswissens* als „einen Grund auf dyadischen“ (Stern 2005: 166) theoretisieren, „der in eine intersubjektive Matrix eingebettet ist“. Dabei gehen Stern et al. nicht nur davon aus, „dass gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen erfolgt. Jeder Partner erfasst und bestätigt eine ähnliche Version dessen, ‘was jetzt, zwischen uns, passiert’, indem er Initiativen des Anderen mit einer spezifisch abgestimmten Reaktion beantwortet“ (2012: 155).

Die durch die *Unge nauigkeit* provozierten „kreativen Improvisationsprozesse[], in dem beide Parteien nach Punkten des Zueinander-Passens suchen, von denen ihre gemeinsame, kooperative Aktivität ihren Ausgang nehmen kann“ (Stern et al. 2012: 91), haben Stern et al. als *Vorangehen* – die einzelnen Schritte dazu als *Gegenwartsmomente* bezeichnet. Während der Situations-Begriff, auf den sich beispielsweise Bareis und Cremer-Schäfer (2013) in ihrer Theorie des Haushaltes sowie von Reproduktionsarbeit und Care stützen, ein zeitlich eingegrenzter ist,

verweist der von Stern et al. bevorzugte Begriff von *Moment* trotz entsprechender *Diskontinuitäten* (vgl. Stern et al. 2012: 64) auf sich durchtragende Aspekte, streben doch die auf *Unge nauigkeiten* reagierenden *relationalen Schritte* im *Vorangehen* „aneinandergereicht [...], wenn auch nicht stetig und gleichmäßig auf ein Ziel zu. [...] Der Gegenwartsmoment baut sich um Intentionen oder Wünsche und deren Enactment herum auf, die eine dramatische Spannungslinie beschreiben, während er seinem Ziel näherrückt“ (ebd.).

Zu Momenten der Sorgearbeit, in denen die Asymmetrie ihres Erbringungsverhältnis aufgehoben wird

Interessanterweise sprechen Bareis und Cremer-Schäfer bezüglich ihres von Brecht entlehnten Begriffes von „Freundlichkeit“ von „eine[r] notwendige[n] Haltung, [...] die nicht einmal in und nach den (auch revolutionären) Kämpfen gegen ‘Warenbeziehungen’ über *Momente* hinaus praktizierbar blieb“ (ebd.: 171; Hervorhebung durch MM). Mit ihrem Rückgriff auf den *Situations*-Begriff hingegen wollen sie die Gefahr vermeiden, dass die zur Nutzung von *care-work* berechtigende „Abhängigkeit [...] als ein Merkmal der Person“ (ebd.: 169) erscheint, wie dies auch in den Kodifizierungen des bürgerlichen Sozialrechtes der Fall ist (vgl. Fraser 1994). Deshalb bevorzugen sie die Begriffe „Situationen der Abhängigkeit“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 169) und „Situation der graduellen Ressourcenlosigkeit“ (ebd.), in die Menschen „nicht nur lebensgeschichtlich (als ‘Kinder’ oder ‘Alte’)“ (ebd.), wie auch durch ihre „Körperlichkeit (als ‘Kranke’ oder ‘Behinderte’)“ (ebd.), sondern ebenso dadurch geraten können, dass sie „in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft nicht gegen Lohn, nicht im Normalarbeitsverhältnis und nicht diszipliniert arbeiten können, dürfen oder wollen“ (ebd.).

Bezüglich *Freundlichkeit* sprechen sie deshalb von *Momenten*, weil sie diese Haltung im Hinblick auf die „nur begrenzt ‘gegenseitig’ zu organisierende Arbeit der Betreuung und Versorgung von Haushaltmitgliedern, die sich temporär oder dauerhaft in einer extremen (doch nicht seltenen) Situation der ‘Abhängigkeit’ befinden“ (ebd.: 167), einerseits für unabdingbar halten, „um dem Anderen nicht nur mit Versorgung und ‘Wohltaten’, sondern vor allem mit Wertschätzung als Individuum zu begegnen“ (ebd.: 171), *Freundlichkeit* jedoch umgekehrt „unmöglich auf Dauer zu stellen“ (ebd.) ist. Dennoch gilt ihnen mit Brecht „im Hinblick auf eine erträgliche Gesellschaft, in der wir wenigstens Anzeichen finden, uns als Individuum zu erfahren, [...] die Freundlichkeit als eine ‘zuverlässigere’ Beziehung als Liebe“ (ebd.). Damit haben sie aber zugleich in ihren Überlegungen zu einer

Vermittlung von Haushalt und sozialer Infrastruktur eine dritte Perspektive zu der von Tronto favorisierten, sozialstaatlich über das Medium Recht versachlichten Alternative zur Familiarisierung von *care-work* über das Medium Liebe aufgezeigt.

Als „Praxis des Wohlwollens, der Fürsorglichkeit und der Wertschätzung, die [...] immer wieder erbracht wird, ohne dass eine Vorleistung gegeben oder eine Gegenleistung erwartbar wäre“ (ebd.) – „nicht einmal jene der Gegenfreundlichkeit“ (ebd.) – sehen sie *Freundlichkeit* auch deshalb für unabdingbar, weil sie mit Alwin Gouldner (2005) darin übereinstimmen, dass „die Bedingung einer gleichzeitigen oder zeitversetzten Gegenseitigkeit [...] in keiner bekannten Produktionsweise dafür aus[reicht], dass jedes Mitglied immer dies Ressourcen bekommt, die es braucht, um sich als Person (geschweige denn als Individuum) zu reproduzieren“ (Bareis/Cremer-Schäfer 2013: 169). Interessant ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass Menschen, die eine solche von Bareis und Cremer-Schäfer postulierte „*beneficence* [...] weder als Wohltätigkeit noch im hegemonialen Sinn von Wohlfahrt, sondern als Erbringung von Diensten, von ‘Wohltaten’“ (ebd.: 171), im Rahmen eines „Arbeitsbündnis[ses] der Solidarität und der Freundlichkeit“ (ebd.) praktizieren, geradezu paradox häufig von dem persönlichen Gewinn reden, den sie selbst dadurch erfahren. Beispielhaft hierfür stehen Interviews mit im Hospiz arbeitenden Professionellen aus dem DFG-Projekt „Konstruktionen des Sterbens – Analyse biographischer und professioneller Perspektiven im Dienstleistungskontext“ (vgl. Heuer/Paul/Hanses i.E.b.). Entsprechend zu dem, was Bareis und Cremer-Schäfer bezüglich *Freundlichkeit* und ich selbst zu den Charakteristika der darüber hinaus für die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* notwendigen Arbeitsvermögen ausgeführt haben, spricht das Forschungsteam bezüglich dieser Formen hospizlich-palliativer Sorgearbeit von einem „Zugang“, der „in seiner Qualität weder gezielt einforderbar noch planbar“ (ebd.) sei und „sich nur durch das gegenseitige Einlassen in gegenseitige kommunikative Bezügen“ (ebd.) als „gemeinsame[r] Erfahrungsraum, der nicht einmal durch die Beeinträchtigung der Krankheit gebrochen werden kann“ (ebd.), sich herstellen lasse. Darin, dass es „weder um standardisierte, planbare Verfahren mit benennbaren Zielen als vielmehr um die Herstellung einer gegenseitigen Begegnungssituation“ (ebd.) im „authentischen gemeinsamen Austausch“ geht, sehen sie auch den entscheidenden Unterschied zu einem „planerisch-versorgerischen, zweckgerichteten professionellen Handeln“ (ebd.).

Über diese „in der gegenseitigen Sorge als permanenter Herstellungsprozess“ (ebd.) hervorgebrachten kommunikativen Bezüge hinaus, haben Stern und die BCPS-Group in ihren Beobachtungen der extrem asymmetrischen Beziehungsverhältnisse von caring in der Kleinkindsorge und psychodynamischen Therapiesettings *Gegenwartsmomente* identifiziert, in denen als Antwort auf einen

gleichermaßen unvorhergesehenen wie „affektiv besetzte[n] ‘Augenblick der Wahrheit’“ (Stern et al. 2012: 66) sich ganz unmittelbar geradezu existentielle Begegnungen wechselseitigen Erkennens und Anerkennens jenseits von Hierarchien und (institutionalisierten) Rollen ereignen, die auch auf beiden Seiten das implizite Beziehungswissen signifikant verändern. Die erste Form von *Gegenwartsmomenten*, in denen „das intersubjektive Feld [...] dramatisch umorganisiert“ (Stern 2005: 172f.) werden muss, weil „der habituelle Rahmen – die bekannte, vertraute intersubjektive Umwelt der [...] Beziehung – sich plötzlich verändert hat oder Gefahr läuft, sich zu verändern“ (Stern et al. 2012: 35) – und die deshalb Parallelen aufweist zu dem, was in der griechischen Antike Kairos genannt wurde (ebd.) – nennen sie *Jetzt-Moment*.

Werden solche *Jetzt-Momente* von den Beteiligten in der Weise „ergriffen und gemeinsam als solche (an-)erkannt“ (Stern et al. 2012: 68), dass jeder der Beteiligten die „Initiativen des Anderen mit einer spezifisch abgestimmten Reaktion beantwortet“ (ebd. 155), können *Begegnungsmomente* entstehen. Dem vorausgesetzt ist ein emotionales Erleben, das Stern als eine „gemeinsame Gefühlsreise“ (2005: 178f.) beschreibt und durch das „gleichzeitig auf multiplen Ebenen eine spezifische (An-)Erkennung der subjektiven Realität oder intentionalen Richtung des Anderen erfolgt“ (Stern et al. 2012: 155).

Sowohl im Kleinkind bezogenen *caring* wie in den Psychotherapien Erwachsener konnte beobachtet werden, dass sich unmittelbar nach einem solchen *Begegnungsmoment* „ein ‘offener Raum’ erschließt, in dem die Partner sich aus dieser besonderen Begegnung lösen“ (Stern et al. 2012: 69). Stern et al. nehmen an, „dass der offene Raum beiden Beteiligten Gelegenheit gibt, die Konsequenzen ihres Begegnungsmomentes zu assimilieren und in dem veränderten intersubjektiven Zustand, in dem sie sich nun befinden, ein neues Gleichgewicht herzustellen“ (ebd.). Vor dem Hintergrund seiner Untersuchungen von Therapieverläufen warnt Stern im Hinblick auf psychotherapeutische Interventionen davor, diesen nach solchen *Begegnungsmomente* entstehenden *offenen Raum* durch eine Verbalisierung des *Begegnungsmoments* zu füllen. „Statt dessen sollte man ihn sein Werk verrichten und seine eigene unmittelbare Bestimmung finden lassen“ (2005: 177). Dies korrespondiert mit den erwähnten Erkenntnissen von Polanyi (s.o.), dass die Könnerschaft eines *tacit knowing* sich nicht verwirklichen lässt, wenn es im Vollzug zu explizieren versucht wird. In die von mir bevorzugte Theoriesprache übersetzt bedeutet dies, der *lebendigen Arbeit* der das „innere Gemeinwesen“ (Negt/Kluge 1981: 78) wie das Beziehungsverhältnis übergreifenden Selbstregulierung den Vorzug zu geben vor deren Überformung durch die *tote Arbeit* von Worten, in die das in der *gemeinsamen Gefühlsreise* erlebte gepresst wird.

Aufgrund der Studien der BCPS-Group postuliert Stern, dass, wenn nach der den *Begegnungsmoment* konstituierenden *gemeinsamen Gefühlsreise* sich der *offene Raum* wieder schließt³, die Beteiligten feststellen werden, dass sie „auf eine neue Weise miteinander verbunden [sind], weil sie einander verändert haben“ (2005: 179). Von der „*progressive[n] implizite[n] Veränderung*“ (Stern et al. 2012: 188), welche durch die Bearbeitung der als *Unge nauigkeit* beschriebenen geringfügigen Diskontinuitäten in der Beziehung durch entsprechende *relationale Schritte* erfolgt, unterscheidet sich die mit *Begegnungsmomenten* einhergehende „*plötzliche dramatische Veränderung*“ (ebd.) nicht nur durch die Größenordnung der Veränderung sowie das Ausmaß der Affektivität und Bewusstheit – ja, dass durch die *gemeinsame Gefühlsreise* das neue *implizite Beziehungswissen* sogar in einen Zustand eingebracht wird, der von Stern et al. als *intersubjektives Bewusstsein* (vgl. ebd.) charakterisiert wird: Von *relationalen Schritten* unterscheiden sich solche *Begegnungsmomente* auch dadurch, dass in ihnen die vertrauten Beziehungsmuster und Konventionen einschließlich der professionellen Rolle⁴ gänzlich aufgegeben werden. Reformuliert in der von mir präferierten Theoriesprache bedeutet dies, dass der Widerspruch zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* im *impliziten Beziehungswissen* gänzlich im Rahmen *lebendiger Arbeit* aufgehoben wird.

In dieser meiner Terminologie lassen sich solche *Begegnungsmomente* damit als ein Zu-sich-selbst-Kommen *lebendiger Arbeit* der Selbstregulierung sowohl im Binnenverhältnis des „inneren Gemeinwesens“ beider Personen wie zugleich

3 Der von Stern und der BCPS-Group beschriebene Ablauf von Jetzt-Moment – Begegnungsmoment – als offener Raum weist starke Parallelen zum Model des *Kontaktzyklus* der Gestalttherapie (Perls et al. 1988: 190ff.) und dieses wiederum zu Wilhelm Reichs (1997: 286ff.) Orgasmus- bzw. Lebensformel auf.

4 Wenn Oevermann im Rahmen seiner „professionalisierungstheoretische[n] Ableitungsbasis für eine strukturanalytische Bestimmung des Arbeitsbündnisses zwischen dem Experten und dem Klienten“ (2009: 113) dieses durch „durch die widersprüchliche Einheit von diffusen und spezifischen Beziehungskomponenten“ (ebd. 117) gekennzeichnet sieht, insofern als „deren Partizipanten sich als ganze Personen in der Logik diffuser Sozialbeziehungen aneinander binden, obwohl sie grundsätzlich in der spezifischen Sozialbeziehung [...] einer [...] Dienstleistung verbleiben“ (ebd.) und diese „widersprüchlichen Pole“ (ebd.) bezüglich des für ihn prototypischen „psychoanalytischen Therapiesetting“ (ebd.) dahingehend zu sortieren sucht, dass „auf der Seite des Patienten die Grundregel (soziologisch übersetzt: ‘Sei diffus’) und auf der Seite der Therapeuten die Abstinenzregel (soziologisch übersetzt: ‘Bleibe spezifisch’)“ (ebd.) gelte, sind die von Stern et al. identifizierten Begegnungsmomente gerade dadurch gekennzeichnet, dass Letztere gerade nicht „spezifisch“ bleiben.

auch in ihrem Beziehungsverhältnis und damit als momenthafte Verwirklichung dessen begreifen, was Hegel (1979) in seiner „Phänomenologie des Geistes“ als *reine Anerkennung* bezeichnet hat. Selbst wenn ich persönlich skeptisch bin bezüglich der „Irreversibilität“, die Stern et al. (2012: 188) bezüglich der durch solche *Begegnungsmomente* induzierten Veränderungen – sowohl im *impliziten Beziehungswissen*, wie der Psyche beider Beteiligten – postulieren, sehe ich solche Augenblicke existenzieller Begegnung dennoch in ihrer momenthaften Verwirklichung wechselseitiger *reiner Anerkennung* als überaus bedeutsam für die Produktion *menschlicher Subjektivität*.

Zu den Bedingungen der Möglichkeit von Begegnungsmomenten in der Sorgearbeit

Solche *Begegnungsmomente* können zwar nicht willentlich durch *carer* erzeugt werden, weil sie ja auch seitens der sich damit erst aus ihrer Rolle als *care object* Emanzipierenden zugelassen werden müssen und darüber hinaus auf beiden Seiten die nur selbstregulierend sich verwirklichende *lebendige Arbeit* entsprechender Arbeitsvermögen erfordern. Ohne Zweifel stellt jedoch eine von Bareis und Cremer-Schäfer als „freundliche Fürsorglichkeit ohne Erwartungen“ (2013: 171) beschriebene Haltung der *beneficence* auf Seiten der *carer* eine wesentliche Bedingung ihrer Möglichkeit dar.

Eine weitere wichtige Bedingung der Möglichkeit solcher *Begegnungsmomente* – vor allem im Hinblick auf die dazu zumindest momenthaft notwendige Aufhebung der Asymmetrie im Erbringungsverhältnis des *caring* – wird von Judith Butler im Rahmen ihrer Überlegungen zu einer „Ontologie des Körper“ (2005: 10) – die für sie „immer schon soziale Ontologie ist“ (2010: 11) – als Grundlage einer politischen Ethik der Verletzlichkeit formuliert. Interessant für den hier auch nur programmatisch andeutbaren Begründungszusammenhang einer politischen Ökonomie *lebendiger Arbeit* zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sind diesbezüglich ihre – wie sie selbst zugesteht – „spekulativen Überlegungen zum Körper als dem Ort einer gemeinsamen menschlichen Verletzbarkeit“ (Butler 2005: 62). Butler stellt klar, dass sie mit diesem, ihrem Beharren auf „einer ‘gemeinsamen’ körperlichen Verletzbarkeit“ (ebd.: 60) – weil der Körper „Verwundbarkeit“ (ebd.: 43) und „Sterblichkeit“ (ebd.) impliziere und so „das Gefährdetsein als solches mit der Geburt koextensiv“ (2010: 22) sei – nicht „eine neue Grundlage für den Humanismus“ (2005: 60) postuliere: Da „die Anerkennung der Verletzbarkeit“ (ebd.: 61) gerade „nicht selbstverständlich“ (ebd.) sei, ließe sie sich „nicht als etwas postulieren, das der Anerkennung vorausliegt“ (ebd.).

Sehr wohl postuliert werden kann jedoch im Anschluss an ihre Überlegungen, dass, wenn es gelingt, „sich diesem primären Ausgesetztsein gegenüber dem Anderen“ (2007: 135) nicht zu verschließen, sondern „die Unerträglichkeit des Ausgesetztseins als Zeichen, als Erinnerungsposten einer geteilten Verletzlichkeit, einer gemeinsamen Körperlichkeit, eines geteilten Risikos“ (ebd.) zu begreifen, *Begegnungsmomente* als die dem (Arbeits)Gegenstand *menschlicher Subjektivität* angemessenste Produktivkraft selbst in sehr asymmetrischen Erbringungsverhältnissen von Sorgearbeit wahrscheinlicher werden. Und weiterhin kann das Postulat gewagt werden, dass durch entsprechende Erfahrungen in solchen *Begegnungsmomenten* unmittelbar miteinander verknüpfter gelingender Selbstregulierungen im Binnenverhältnis der eigenen Person, wie im Beziehungsverhältnis zum Gegenüber, sich dann auch im *impliziten Beziehungswissen* eine gewisse Sensibilität im Hinblick auf die Möglichkeit weiterer *Begegnungsmomente* auszubilden vermag.

Wenn Bareis und Cremer-Schäfer im Anschluss an Brecht „im Hinblick auf eine erträgliche Gesellschaft, in der wir wenigstens Anzeichen finden, uns als Individuum zu erfahren“ (2013: 171) – gleiches ließe sich aber im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* auch für die gegenwärtige, von der kapitalistischen Ökonomie *toter Arbeit* beherrschten Gesellschaftsformation postulieren – „die Freundlichkeit als eine ‘zuverlässigere’ Beziehung als Liebe“ (ebd.) ausweisen, dann lässt sich diese Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit von Liebesbeziehungen sicher einerseits dadurch erklären, dass sie im Unterschied zu der von ihnen als „freundliche Fürsorglichkeit ohne Erwartungen“ (ebd.) gefasste *beneficence* ja auf einem Begehren, das auch erlöschen kann, sowie *eigensinnigen* Leidenschaften gründen. Vor dem Hintergrund, dass Negt/Kluge *Eigensinn* als den „auf den Punkt zusammengezogenen Protest gegen Enteignung [...] der eigenen Sinne, die zur Außenwelt führen“ (1981: 767) fassen und „gerade aus solchem Eigensinn (und nicht nur aus der Bindungsfähigkeit – Anpassung) [...] Zuwendungen und Beziehungsverhältnisse“ (ebd.: 885; vgl. dazu auch May 2004: Kap. 4 & 5) entstehen sehen, lässt sich jedoch die Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit von Liebesbeziehungen im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* auch aus den Produktionsverhältnissen dieser Form von Beziehungsarbeit im privaten Kontext von (Ehe-)Partnerschaft erklären.

Zur Dialektik der Aufhebung asymmetrischer Anerkennungsverhältnisse

Auch Butler spricht in ihrer Auslegung der Anerkennungsdiagnostik von Enteignung. Sie sieht diese jedoch nicht an bestimmte Produktionsverhältnisse gebun-

den, sondern wähnt darin eine sozialontologische Notwendigkeit (vgl. 2005: 41). Zwar sei Anerkennung – wie sie zugesteht – „durch den Wunsch motiviert, sich selbst dort reflektiert zu finden, wo die Reflexion keine endgültige Enteignung ist“ (2009: 379). Die „ek-statische Bewegung“ (2007: 153) der Anerkennung selbst – wie sie in Ich-Form darlegt – führe jedoch „mich aus mir selbst hinaus und in eine Sphäre [...], in der ich mir zugleich nicht mehr gehöre und als Subjekt konstituiert werde“ (ebd.).

Zwar bin ich ganz auf Seiten von Butlers Verständnis des „Hegel’sche[n] Subjekt[s] der Anerkennung“ (Butler 2007: 41), wenn sie daraus schlussfolgert, dass „Anerkennung zu fordern oder zu geben [...] gerade nicht [heiße], Anerkennung dafür zu verlangen, wer man bereits ist“ (Butler 2005: 62), sondern „ein Werden für sich zu erfragen, eine Verwandlung einzuleiten, die Zukunft stets im Verhältnis zum Anderen zu erbitten“ (ebd.). Wie anders wäre eine Produktion *menschlicher Subjektivität* vorstellbar? Auch kann ich zum Teil ihrem Gedanken folgen, dass „wir bereits im Fragen, in der Bitte etwas Neues geworden [sind], da wir kraft der Ansprache konstituiert werden, kraft einem Bedürfnis und Begehren in bezug auf den Anderen, [...] ohne das wir nicht existieren könnten“ (ebd.). Zweifellos können wir ohne Anerkennung nicht existieren. Allerdings wäre hier mit Bareis und Cremer-Schäfer sowie ihren auch über Brecht hinausgehenden Gewährsleuten daran zu erinnern, dass neben dem besonders in der Liebe bedeutsamen Begehren, einem Anerkennung auch im Rahmen von *beneficence* schlicht geschenkt werden kann. Der in der Bewegung der Anerkennung erfolgende Einbezug in einen „Austausch [...], der uns aus unseren Positionen, unseren Subjekt-Positionen verschiebt“ (Butler 2005: 61f.), muss demzufolge auch nicht zwangsläufig in Gestalt eines „Kampfes um Anerkennung“ erfolgen, wie dies neben Butler auch von Honneth (1994) sehr stark akzentuiert wird. Was könnte dies nachdrücklicher untermauern, als die von Stern und der BCPS-Group beobachteten *Begegnungsmomente*?

Auch Hegels (1979: 157) Parabel von Herr und Knecht, innerhalb derer er seine Dialektik der Anerkennung entfaltet, mündet in eine Gestalt *asymmetrischer* Anerkennung, in der „der eigene Sinn“ (ebd.) des Knechtes zu „*Eigensinn*“ (ebd.) wird – einer Figur an die dann auch die zitierten Überlegungen Negt/Kluges (s.o.) anschließen – mithin einer „Freiheit, welche noch innerhalb der Knechtschaft stehenbleibt“ (ebd.). Im Unterschied zu Butler sieht er darin jedoch keine sozialontologische Notwendigkeit. Vielmehr hat er mit seiner Idee der *reinen Anerkennung* eine freilich die feudal-patriarchalen Produktionsverhältnisse, in die die Beziehungen zwischen Herr und Knecht eingespannt sind, aufbrechende Alternative zur Enteignung im Blick. Wie Jürgen Ritsert (2006/2007: 41) über-

zeugend herausgearbeitet hat, ist diese allein deshalb unverzichtbar, weil nur so „die in diese oder eine andere geschichtliche Richtung laufende Veränderungen des Herrschaftsverhältnisses“ (ebd.) analysierbar werden.

Im Unterschied zu Hegel bezweifle ich (vgl. May 2013: 37f.) jedoch, dass durch ein „bis zum Denken gesteigertes“ (Hegel 1979: 158) „allgemeines Bilden, absoluter Begriff“ (ebd.: 155), überwunden werden kann, dass der „eigene Sinn“ (ebd.: 157) „nur über einiges, nicht über die allgemeine Macht und das ganze gegenständliche Wesen mächtig ist“ (ebd.: 155). Vielmehr setzt – wie Marx überzeugend darlegt – die Verwirklichung als „gegenständlicher Mensch“ in einen „*menschlichen* Gegenstand“ voraus, dass dieser „ihm als *gesellschaftlicher* Gegenstand und er selbst sich als gesellschaftliches Wesen, wie die Gesellschaft als Wesen für ihn in diesem Gegenstand wird“ (1985: 541). Dies aber erfordert eine Überwindung der Entfremdung sowohl gegenüber den Produkten als auch der eigenen Tätigkeit und damit auch von sich selbst.

Anerkennungstheoretisch lässt sich das Marx'sche Postulat dahingehend wenden, dass der von Butler angesprochene „Wunsch, sich selbst dort reflektiert zu finden, wo die Reflexion keine endgültige Enteignung ist“ (2009: 379) erst dann erfüllbar ist, wenn dieser auch diejenigen (Anteile von) Arbeitsvermögen einbezieht, die bisher gesellschaftlich in ihrer Verwirklichung blockiert wurden (vgl. May 2009: 57ff.; 2014). Und in diesem Sinne teile ich dann auch Butlers Lesart der Hegel'schen Anerkennungsdiagnostik als „Prozess, durch den ich ein Anderer werde als der, der ich gewesen bin“ (2007: 41). In diesem Zusammenhang wäre aber doch noch einmal daran zu erinnern, dass solche Verwirklichung – um mit Stern und der BCPS-Group zu sprechen – *Begegnungsmomente* oder zumindest ein *communing attunement* voraussetzt. Demgegenüber geht ein *tuning* seitens der im *caring* Anerkennung Gebenden in der Tat – wie dies Butler (s.o.) verallgemeinernd behauptet – mit einer Enteignung der entsprechenden Vermögen einher. Nicht nur als *herabtunen*, sondern auch als „treibhausmäßige Züchtung“ ist es – wie Marx (1962: 381) dies herausgearbeitet hat – zudem mit der „Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen“ (ebd.) verbunden, die als Dispositionen sich dann auch nicht mehr angemessen zu verwirklichen vermögen. Selbst im Falle eines solchen *tuning* ist jedoch ein „Kampf um Anerkennung“, wie ihn Butler und Honneth postulieren, obsolet, da *carer* dies ja häufig aus ihrem eigenen professionellen pädagogisch/therapeutischen Verständnis heraus praktizieren.

Identität und Norm versus Verwirklichung menschlicher Subjektivität

Wenn Butler weiter darauf verweist, dass es „keine getrennten Identitäten im Kampf um Anerkennung“ (2005: 61) gäbe, sehe ich dies im Unterschied zu ihr – unabhängig davon, dass es eben auch Prozesse der Anerkennung jenseits eines darum geführten Kampfes gibt – weniger dadurch bedingt, dass „schon das ‘Ich’ [...] durch seine Beziehung zu dem Anderen in Frage gestellt“ (ebd. 40) würde, als vielmehr, dass die Eigenschaften und Vermögen als *tote Arbeit*, bevor sie im Rahmen der Sozialisation subjektiv angeeignet werden, ja bereits gattungsgeschichtlich produziert wurden und sich damit in gewisser Weise bloß äußerlich in getrennten Menschen gegenüberstehen (vgl. May 2009: 55ff.).

Zwar hält auch Butler daran fest, dass „die Beziehungen, durch die wir definiert sind, nicht dyadisch“ (Butler 2008: 245) sind. Den Grund dafür sieht sie jedoch darin, dass „Austausch durch die Sprache bedingt und vermittelt ist, durch Konventionen, durch Ablagerungen von Normen, die ihrem Charakter nach gesellschaftlicher Art sind und die Perspektive der am Austausch Beteiligten übersteigen“ (Butler 2007: 42). Dabei verkennt sie die Bedeutung der von Stern und der BCPS-Group fokussierten, weitgehend jenseits der Sprache operierenden *relationalen Schritte* für die Bewegung der Anerkennung. Zweifellos folgen zwar auch diese Normen, wie sich auch das *implizite Beziehungswissen* als ein – im Sinne Butler – normativ geprägtes verstehen lässt. Wenn aber Butler weiter davon ausgeht, dass entsprechende Normen nicht nur den „Rahmen für den Schauplatz der Anerkennung“ (ebd.: 34) festlegen und „wer als Subjekt der Anerkennung in Frage kommt“ (ebd.), sondern auch bedingen, „welche Form die Anerkennung annehmen kann“ (ebd.: 33), dann ist hervorzuheben, dass in einer Gesellschaft diesbezüglich sehr vielfältige Normen durch die Anerkennungspraxis ihrer Mitglieder (re-)produziert werden.

Im Unterschied zu Butler, in deren Theorie das anerkennende Subjekt zu einem bloß „ausführende[n] Organ der Norm“ (ebd.: 38) degradiert wird, das „unweigerlich in dem Maße von der Norm *benutzt* zu werden scheint, in dem es die Norm zu nutzen versucht“ (ebd.: 38f.), ist daran festzuhalten, dass Normen als *tote Arbeit* eben gesellschaftlich produziert wurden und stets erst durch Zusetzen *lebendiger Arbeit* von den in die Dialektik der Anerkennung Einbezogenen nicht nur aktiv reproduziert, sondern in der Kontextualisierung zumeist auch geringfügig modifiziert werden (wie dies Stern und die BCPS-Group an Beziehungsnormen beobachtet haben). Zudem ist im Anschluss an Negt/Kluge daran zu erinnern, dass weder die von Butler so hervorgehobenen Normen, noch „die Person und die gesellschaftlichen Repräsentanzen, die sich die historischen

Personen im Verlauf der Zeit zurecht gemacht haben“ (Negt/Kluge 1981: 79), das Agens bzw. Movens⁵ sind. Vielmehr handelt es sich bei diesen allesamt um „historische Konstrukte, historisch und empirisch real, aber zugleich unwirklich. [...] Die wirklichen Beziehungen tauchen durch Ich und gesellschaftliches Ganzes (das als Produktionsprozeß nur eine Vorstellung ist) hindurch“ (ebd. 78). Es ist die Subjektivität der *lebendigen Arbeit* der Selbstregulierung, welche aus der Eigentätigkeit der einzelnen im Menschen praktisch arbeitenden Eigenschaften in geradezu dialektisch anmutender Weise ein „innere(s) Gemeinwesen, also eine Gesellschaft unterhalb der Person“ (ebd.: 78) synthetisiert, „die mit der Gesellschaft außerhalb der Person verkehrt“ (ebd.).

Immerhin gesteht aber auch Butler zu, dass die Form, welche „die Anerkennung annehmen kann“ (2007: 33), nicht „vollständig“ (ebd.) durch Normen festgelegt ist. Wenn sie darauf verweist, dass gerade durch „Zusammenbrüche in der Praxis der Anerkennung [...] der normative Horizont in seiner Gegebenheit in Frage gestellt“ (ebd.: 35f.) werden könne, dann lässt sich dies nahezu bruchlos auf die von Stern und der BCPS-Group beobachteten, *Kairos-artigen Jetzt-Momente* beziehen. In ihrer theoretischen Fixierung auf Normen kann sie als Ergebnis solcher „Zusammenbrüche in der Praxis der Anerkennung“ (ebd.) in Verbindung mit einer entsprechenden In-Frage-Stellungen deren „normative[n] Horizont[es]“ jedoch nur antizipieren, dass die Betreffenden „nach der Einsetzung neuer Normen verlangen“ (ebd.). Nicht in ihren Blick kommen kann so, dass die im *impliziten Beziehungswissen* durch Zusetzen *lebendiger Arbeit* prozessierende *tote Arbeit* gesellschaftlich historisch vorproduzierter Beziehungsvermögen in *Begegnungsmomenten* sogar eine die Beziehung übergreifende völlig neue Synthese jenseits aller Norm zu ermöglichen vermag. So stellen solche in der individuellen Sozialisation in der Verwirklichung menschlicher Sinnlichkeit angeeigneten gattungsgeschichtlichen Vermögen (vgl. May 2004a) nicht nur die Grundlage dessen dar, was Stern und die BCPS-Group als *intersubjektive Matrix, Eindruck von Stimmigkeit* oder sogar *dyadischer Bewusstseinszustand* nennen. In ihnen manifestiert sich zugleich eine zentrale Bedingung der Möglichkeit, in der Ko-Produktion *menschlicher Subjektivität* selbst die Entfremdung voneinander in Form *reiner Anerkennung* zumindest momenthaft aufzuheben.

5 Negt/Kluge sprechen von „Subjekt“. Da Butler aber im Anschluss an Foucault einen sehr spezifischen Begriff von Subjekt entfaltet und um diesbezüglich die Gefahr einer Begriffsverwirrung zu vermeiden, habe ich die allgemeineren Formulierungen von Agens und Movens bevorzugt.

Demgegenüber verstärkt – wie schon der lateinische Wortstamm *idem* (= derselbe) verdeutlicht – das mit dem daraus abgeleiteten Identitätsbegriff bezeichnete Einssein, mit dem sich ein Individuum in eigentümlicher Weise von allen anderen zu unterscheiden beansprucht, durch die Markierung dieser Unterscheidung die wechselseitige Entfremdung, statt sie aufzuheben. Zudem wirken Selbst- und Fremd-*Identifizierungen* sich kontraproduktiv bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* aus (vgl. May 2014: 142f.), erlauben sie doch nur den unter diese Identität subsumierten Eigenschaften und Vermögen eine Verwirklichung. Ein Gemeinwesen – und dies gilt für das äußere wie innere Gemeinwesen wie auch deren wechselseitige Vermittlung in gelingende Selbstregulierungen gleichermaßen – ist jedoch nur so „reich, wie es Zusammenhänge herzustellen vermag“ (Negt/Kluge 1992: 16).

Zum Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in der Sorgearbeit

Zwar sind *Begegnungsmomente* als dem (Arbeits-)Gegenstand *menschlicher Subjektivität* angemessenste Produktivkraft dadurch gekennzeichnet, dass sie zumindest momenthaft nicht nur das asymmetrische Erbringungsverhältnis von Sorgearbeit, sondern sogar deren dienstleistungstheoretisch als Erbringungskontext beschriebenen Produktionsverhältnisse zu überwinden vermögen. Dennoch manifestieren sich in unterschiedlichen Produktionsverhältnissen von Sorgearbeit durchaus ungleiche Bedingungen der Möglichkeit einer Entfaltung dieser Produktivkraft *menschlicher Subjektivität*. Darauf verweist – um ein weiteres Mal ein Beispiel aus einem für die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sicher besonders zugespitzten Feld von Sorgearbeit heranzuziehen –, dass im schon einmal angesprochenen DFG-Projekt „Konstruktionen des Sterbens“ für Palliativstationen und Hospize ganz unterschiedliche Logiken und Ordnungen professionellen Handelns rekonstruiert werden konnten:

So zeichnen diese Rekonstruktionen der Perspektiven von auf Palliativstationen tätigen Professionellen aus den Bereichen Medizin, Pflege und Sozialer Arbeit – neben ambivalenten Orientierungen – „eine Aufrechterhaltung eines institutionalisierten Dienstleistungsverhältnisses“ (Heuer/Paul/Hanses i.E.b. a) nach, welches als „Arrangement und Management zur Herstellung von Versorgungsleistungen“ (ebd.) standardisierten Prozessen folgt, „die sich aus der Aufgabenzuweisungen der Institution ableiten“ (ebd.). Entsprechend erscheinen die zu Pflegenden „in den Ausführungen der Befragten als abstrakter, austauschbarer Fall, der in die institutionelle Versorgungsidee hilfsbedürftiger Menschen eingepasst wird“ (ebd.).

Sie werden in der Perspektive der Professionellen damit tatsächlich zu *objects of care*. Dies schließt nicht aus, dass sie im *care taking* durch eine entsprechende *responsiveness* dazu beitragen, dass der *care prozess* im Sinne Trontos (1993: 127ff.) erfolgreich durchlaufen werden kann. Wohl aber dürfte die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* in einer solchen Praxis von *caring* absolut in den Hintergrund treten und *Begegnungsmomente* als dazu angemessenste Produktivkraft durch die skizzierten Produktionsverhältnisse der Palliativstationen massivst blockiert werden.

Da „das Hospiz [...] als gesellschaftlicher Ort in seinem institutionellen Auftrag der Versorgung und Begleitung sterbender Menschen unter dem Ziel der Herstellung von Lebensqualität darauf angewiesen [ist], einen offenen Herstellungskontext mit den Bewohnern und Bewohnerinnen zu erschaffen“ (Heuer/Paul/Hanses i.E.b. a), herrschen hier andere Produktionsverhältnisse „als auf der Palliativstation“ (ebd.). Entsprechend wird dort „im Aushandeln und in der Artikulation zwischen Professionellen und Bewohnerinnen bzw. Bewohnern ein anderes Modell professionellen Handelns [...] unabhängiger von institutionalisierten und vorab festgelegten Handlungsroutinen“ (ebd.) möglich, „in der die Professionalität nicht durch einen Wissensvorsprung im Sinne eines Expertentums als vielmehr durch das Eingehen und die Berücksichtigung individueller Patientinnen- und Patientenbedürfnisse hergestellt wird“ (ebd.). Entsprechend dürften – wie dies die Professionellen auch in den schon angesprochenen Interviews des Projektes andeuten – in der „hospizlich-palliativen Sorgeskultur“ (Heimerl et al. 2012: 409) *Begegnungsmomente* und die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* selbst im Angesicht des dort eingestandenen, unausweichlich nahen Todes – oder umgekehrt vielleicht gerade deshalb – sehr viel wahrscheinlicher als auf Palliativstationen sein, wo dies in entsprechenden Behandlungssettings eher verdrängt wird.

Als ambivalent bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* angesichts eines nahen Todes erweisen sich vor dem Hintergrund ethnographischer Forschungen im Rahmen eines von mir koordinierten Praxisforschungsverbundes zur spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (SAPV)⁶ die familiären

6 Das Projekt wird unter dem Titel „Transdisziplinäre Professionalität in der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung“ vom Bundesministerium für Bildung und Forschung in der Linie SILQUA-FH mit dem Förderkennzeichen 03FH001SA2 gefördert. In ihm arbeiten Ramona Hummel, Falko Müller, Dr. Christian Schütte-Bäumler, Prof. Dr. Ulrike Schulze und Nadine Walther. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt beim Autor.

Produktionsverhältnisse. Dass auch hier zum Teil sich das *caring* auf eine bloße Versorgung beschränkt, innerhalb dessen die tödlich erkrankten Angehörigen zu *objects of care* entsubjektiviert werden, kann – wenn es sich um *carer* handelt, die ihr Leben lang innerhalb patriarchaler Verhältnisse in eine *family mode of production* eingespannt waren, wie sie von Christine Delphy (s.o.) analysiert wurde – als verquerer Versuch gelesen werden, Selbstregulierungen im eigenen Binnen- wie Beziehungsverhältnis zur Außenwelt vor Enteignung zu bewahren. Würde in dieser familialen Produktionsweise unter patriarchalen Produktionsverhältnissen und wird auch noch in dem von ihnen jetzt zu leistenden *palliativ care-work* über sie als *carer* verfügt, verfügen sie selbst (nun) umgekehrt in ihrer behandelnden Versorgung über die dadurch zu *objects of care* Entsubjektivierten.

Vor dem Hintergrund der Marx'schen Analyse des Zusammenhangs von Privateigentum und Entfremdung, dessen/deren positiver Aufhebung für ihn erst durch „die sinnliche Aneignung des menschlichen Wesens und Lebens“ (1985: 540) möglich ist, lassen sich solche *eigensinnigen* Reaktionsbildungen gegenüber Anforderungen zur Selbstinstrumentalisierung – hier im *caring* – auch als *pervertierte Selbstorientierung* (vgl. May 2004: 196ff.) deuten. Aufheben ließe sich das sich als Blockierungszusammenhang *menschlicher Subjektivität* erweisende Spannungsverhältnis zwischen der Selbstinstrumentalisierung der *carer* und einer Entsubjektivierung der zu Pflegenden zu *objects of care* in deren *caring* erst im Rahmen von *Begegnungsmomenten*.

Nach unseren ethnographischen Forschungen handelt es sich in den beschriebenen Fällen jedoch häufig nicht um bloße Selbstinstrumentalisierungen der *palliativ care-work* verrichtenden Haushaltmitglieder, vielmehr tragen zum Teil auch die Professionellen der SAPV dazu bei, dass sie von Angehörigen der unheilbar tödlich Erkrankten zu Ko-Produzierenden in deren Pflege enteignet werden. Ihre *eigensinnigen* Reaktionen auf diese Zumutungen werden dann von den Professionellen zumeist als mangelnde Compliance gedeutet. Zwar ließen sich in der fokussierten Ethnografie unseres Projektes durchaus auch Situationen beobachten, wie sie die Professionellen aus den Hospizen in den Interviews des DFG-Projekt von Hanses et al. schilderten, bis hin zu *Begegnungsmomenten*. Allerdings scheint nach diesen Beobachtungen der Haupt-(Arbeits-)Gegenstand der SAPV gegenwärtig nicht die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* zu sein, ja nicht einmal die in der gesetzlichen Grundlage von SAPV im §37b SGB V hervorgehobene *Symptomkontrolle*, sondern die *Transformation* des Haushaltes in ein Sorgearrangement der SAPV – in der Sprache des Gesetzes: „die Koordination“ „ärztliche[r] und pflegerische[r] Leistungen“, wobei Letzteres eben auch die der Angehörigen umfasst.

Die explizite Benennung der *Koordination* im Gesetz verweist schon darauf, dass in der SAPV an ganz unterschiedlichen Gegenständen gearbeitet wird und dies häufig auch in der gleichen Situation. Ein solcher ist auch die in der Richtlinie des Gemeinsamen Bundesausschusses zur Verordnung von SAPV in §3,3 hervorgehobene „psychosoziale Betreuung“. Einerseits geht es dabei um *emotionale Beziehungsarbeit* sowohl bezüglich der unheilbar tödlich Erkrankten wie ihrer An- und Zugehörigen, was gerade im letzteren Falle auch instrumentalistisch erfolgen kann im Hinblick auf die Herstellung eines *Arbeitsbündnisses* mit diesen in Punkto der Produktion eines geeigneten häuslichen Arrangements von *palliativ-care*. Der *Arbeitsgegenstand* der SAPV-Professionellen ist dann die Herstellung bzw. Formung entsprechender *Arbeitsvermögen* und *Produktionsmittel* auf Seiten der An- bzw. Zugehörigen. Zum anderen wird in der emotionalen Beziehungsarbeit häufig an der psychosozialen Abwehr der für schwer bewältigbar erachteten Gefühle gearbeitet, die in den Krisensituationen des immer stärker dem tödlichen Ausgang sich nähernden Krankheitsverlaufes auf allen Seiten der Beteiligten aufkommen. Die Ordnungen, die diesbezügliche die An- und Zugehörigen (re-)produzieren, können dabei durchaus in Konflikt geraten mit denen der Professionellen oder aber Ordnungen, die diese bezüglich des häuslichen Pflegearrangements zu etablieren versuchen. Solche Konflikte werden dann wiederum zum Gegenstand psychosozialer Arbeit der Professionellen. Die Arbeit an der Abwehr solcher Emotionen bzw. deren professionelles *heruntertunen* ist jedoch kaum kompatibel mit der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität*, für die ein Zulassen bzw. *Containen* (Bion 1992) dieser Emotion, die – wie das Wort E-motion schon verrät – von selbst arbeiten, in aller Regel geeigneter wäre, bis hin, dass es zu einem Teilen (*sharing*) der Gefühle in entsprechend produktiven *Begegnungsmomenten* kommen kann. In jedem Fall scheint bezüglich der (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* eine Arbeit *mit* – und wenn Gefühle selbst als Produktionsmittel der psychosozialen Abwehr fungieren – *an* ihnen angemessener zu sein.

Wie in dieser Weise häufig zugleich an unterschiedlichen *Arbeitsgegenständen* gearbeitet wird, werden damit korrespondierend von den Beteiligten ebenso unterschiedliche *Arbeitsbündnisse* zu knüpfen versucht, die nicht immer miteinander harmonieren. Von den mit der Koordinierungsfunktion betrauten Professionellen der SAPV wird dies dann ebenfalls zumeist als mangelnde Compliance gedeutet und in dieser Form eventuell zum Gegenstand psychosozialer Arbeit erhoben. Entsprechend erfordert die Untersuchung solcher vielschichtigen Situationen von SAPV ein dieser Komplexität angemessenes Analyseinstrumentarium, das auch auf andere *caring*-Prozesse übertragbar erscheint.

Skizze einer Analytik von Sorgearbeit

Zunächst einmal geht es in der Analyse darum, zu sondieren, was die *Arbeitsgegenstände* des *caring* sind. Beispielfhaft angeführt werden können hier Symptomkontrolle, Herstellung der für ein *caring* der An- und Zugehörigen notwendigen Produktivkräfte, Arbeit an der Abwehr bedrohlicher Gefühle, (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* etc. Bezüglich der einzelnen (Re-)Produktionsprozesse gilt es, das widersprüchliche Verhältnis zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen in den Blick zu nehmen, das sich für die verschiedenen Professionellen und die An- und Zugehörigen jeweils ganz anders darstellen mag. Vor allem im Hinblick auf die (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* ist in der Analyse der jeweils zum Einsatz gebrachten Produktivkräfte in skizzierter Weise das Verhältnis zwischen *toter* und *lebendiger Arbeit* von enormer Bedeutung.

Weiter ist für die Analyse der Produktivkräfte notwendig, die jeweils von den verschiedenen Seiten im Hinblick auf ihre spezifischen Arbeitsgegenstände zu knüpfen versuchten Arbeitsbündnisse detailliert in den Blick zu nehmen. In unserem Praxisforschungsverbund knüpfen wir diesbezüglich an die von Steiner (1998) und Resch (1998) vorgeschlagene Analytik an, welche zwischen den Ebenen der Interaktion, der Organisation, der Institution und der Gesellschaft unterscheidet. Im Hinblick auf den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen ist diesbezüglich für den gesamten Bereich der Sorgearbeit hervorzuheben, dass – wie schon angesprochen – nicht objektiv, sondern nur aus der Perspektive der Handelnden entschieden werden kann, was dem einen oder dem anderen zuzuordnen ist.

Vermutlich werden die auf der gesellschaftlichen Ebene zu verortende gesetzliche Grundlage von SAPV oder die sie operativ konkretisierende Richtlinie des gemeinsamen Bundesausschusses von Seiten der Beteiligten – ebenso wie z.B. familienrechtliche Bestimmungen, Regelungen bezüglich Pflegegeld und Sonderurlaubungen für die pflegenden Angehörigen – weitgehend als *Produktionsverhältnisse* erfahren. Die verschiedenen Institutionalisierungsformen der SAPV (als Rechtsform; als eigenständige Institution oder in Anbindung an eine Klinik) werden dann je nach Perspektive entweder den Produktionsverhältnissen oder den Produktivkräften zugerechnet. Unterhalb der Ebene der Institution sind bezüglich der Arbeitsbündnisse auch die Organisationsformen der SAPV (Bezugspflege oder möglichst breiter Einbezug des Teams; Arbeitsteilung; formalisierte Arbeitsabläufe/Dokumentationen etc.) von hoher Bedeutung, sind sie doch den unterschiedlich zu bearbeitenden Gegenständen nicht jeweils gleich

angemessen. Zwar haben Stern und die BCPS-Group nur die interaktive Ebene erforscht. Dass in allen von ihnen untersuchten Varianten psychodynamischer Therapien von ihnen *Begegnungsmomente* beobachtet werden konnten, verweist jedoch ebenso wie unsere Forschungen darauf, dass zwischen den verschiedenen Ebenen von Arbeitsbündnissen keine determinierenden Beziehungen unterstellt werden dürfen und auch privatisierende Produktionsverhältnisse diese Produktivkraft *menschlicher Subjektivität* nicht in jedem Fall blockieren.

Da in der SAPV – wie skizziert – von ganz verschiedenen Professionellen aus den Teams und auch von mit einbezogenen weiteren Professionellen sowie An- und Zugehörigen an ganz unterschiedlichen Arbeitsgegenständen parallel gearbeitet wird und diesbezüglich von den einzelnen jeweils ebenso unterschiedliche Arbeitsbündnisse zu knüpfen versucht werden, ist deren Koordination auf ebenfalls allen Ebenen der Arbeitsbündnisse zu untersuchen. Auf der Ebene der Interaktion kann diesbezüglich das skizzierte differenzierte mikroanalytische Instrumentarium von Stern und der BCPS-Group wichtige Hinweise liefern. Ihre Arbeiten verdeutlichen zugleich, dass die Untersuchung von Arbeitsbündnissen nur prozesshaft erfolgen kann.

Von entscheidender Bedeutung für die Analyse der über verschiedene Arbeitsbündnisse realisierten (Re-)Produktionsprozesse im Rahmen von SAPV ist dann die Ökonomie zu untersuchen, denen sie jeweils folgen. Hier ist dann die idealtypisch getroffene Unterscheidung zwischen einer Ökonomie *toter Arbeit* (z.B. Apparate- und pharmazeutische Medizin; gewinnorientierte Institutionalisierungsform der SAPV) und *lebendiger Arbeit* der zentrale analytische Bezugspunkt.

Politische Perspektiven

Diese Unterscheidung ist jedoch nicht allein analytisch interessant. Vielmehr ist mit der Ökonomie *lebendiger Arbeit* – wie schon angedeutet – zugleich eine politische, wie fachliche Perspektive markiert. So genügt es unter der Perspektive einer (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* sicher nicht, politisch für günstigere Arbeitsbedingungen und bessere Bezahlung der professionellen *carer* einzutreten und die sozialstaatlichen Ansprüche an *caring* auszuweiten. Vielmehr gilt es, sowohl alle als Schranke der zur Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* notwendigen Produktivkräfte sich erweisenden Produktionsverhältnisse zu verändern. Hier wäre die Etablierung einer entsprechenden Sozialen Infrastruktur (vgl. Hirsch et al. 2013) eine zentrale Perspektive, um die von Habermas (1981: 531) und Fraser (1994: 238) herausgearbeiteten Dilemmata des an individuellen Anspruchsberechtigungen ausgerichteten bürgerlichen Sozialrechtes

zu überwinden. Dabei weisen der schon mehrfach angesprochene Beitrag von Bareis und Cremer-Schäfer (2013) zu den „komplizierte[n] Vermittlungen“ zwischen Haushalt und sozialer Infrastruktur im Sammelband von Hirsch et al. – ebenso wie der meinige zu „Soziale Infrastruktur und Politik des Sozialen“ im Hinblick auf die gesellschaftlich-demokratische (Re-)Produktion einer solchen Infrastruktur – auf zentrale Notwendigkeiten einer Weiterentwicklung dieser sozialstaatlichen Perspektive.

Notwendig wäre darüber hinaus auch, die Entwicklung der Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* voranzutreiben. Zur Verwirklichung *menschlicher Subjektivität* müssen – wie Marx hervorhebt – letztlich alle „sozialen Existentialweisen des Menschen“ (Marx 1981: 241) zur „Verwirklichung, Verobjektivierung seines Wesens“ (ebd.) werden. Dies erfordert nichts weniger als die mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen und einer Ökonomie *toter Arbeit* verbundenen Entfremdungen in einer – wie er (ebd.: 407) sie nennt – „sozialen Revolution“ (ebd.: 408) zu überwinden. Nachdrücklich verweist Marx darauf, dass im Gegensatz zu der „Tendenz der politisch einflußlosen Klassen, ihre Isolierung vom Staatswesen und von der Herrschaft“ (ebd.: 408) in einer „Revolution von politischer Seele“ (ebd.) aufzuheben, auch eine diesbezüglich bloß „partielle Reaktion [...] deswegen auf dem Standpunkt des Ganzen“ (ebd.) stehe, „weil sie eine Protestation des Menschen gegen das entmenschte Leben ist, weil sie vom Standpunkt des einzelnen wirklichen Individuums ausgeht, weil das Gemeinwesen, gegen dessen Trennung von sich das Individuum reagiert, das wahre Gemeinwesen des Menschen ist, das menschliche Wesen“ (ebd.).

Insofern lassen sich dann auch die von Stern und der BCPS-Group analysierten *Begegnungsmomente* zugleich als Momente solch *sozialer Revolution* lesen. Und wenn wir in unserem Praxisforschungsverbund mit unseren Praxispartnern forschungsgestützt versuchen, eine der Ökonomie *lebendiger Arbeit* folgende Praxis *transdisziplinärer Professionalität* in der SAPV zu entwickeln, wollen auch wir dazu einen bescheidenen Beitrag leisten. So trachten wir mit unserem gleichzeitig emphatischen wie empirisch-gesättigten Begriff *transdisziplinärer Professionalität* eine Entwicklung der Produktivkräfte zur (Re-)Produktion *menschlicher Subjektivität* voranzutreiben, die nicht auf eine verstärkte arbeitsteilige Ausdifferenzierung auf der Basis hochspezialisierten, disziplinär-gebundenen Einzelwissens setzt, sondern in einer Praxis *solidarischer Professionalität* (Kunstreich 1998: 410ff.) über die disziplinären Grenzen hinaus auch die Grenzen zwischen wissenschaftlichen und lebensweltlichen Zugangsweisen aufzuheben beansprucht – vor allem durch eine Verwirklichung mimetischer Vermögen.

Literatur

- Bareis, Ellen; Cremer-Schäfer, Helga 2013: Haushalt und Soziale Infrastruktur: komplizierte Vermittlungen. In: Joachim Hirsch, Oliver Brüchert, Eva-Maria Krampe u.a. (Hg.): Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. Hamburg, S. 161-184
- Bierhoff-Alfermann, Dorothee 1989: Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen. Opladen
- Bion, Wilfred R. 1992: Lernen durch Erfahrung. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Bloch, Ernst 1979: Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt am Main
- Bourdieu, Pierre 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Welt Sonderband: Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183-198
- Brückner, Margit 2004: Der gesellschaftliche Umgang mit menschlicher Hilfsbedürftigkeit. Fürsorge und Pflege in westlichen Wohlfahrtsregimen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 29 (2), S. 7-23
- Butler, Judith 2005: Gefährdetes Leben. Politische Essays. Dt. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main
- 2007: Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesungen 2002, Institut für Sozialforschung an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, Frankfurt am Main
- 2008: Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- 2010: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt am Main, New York
- Daly, Mary E. 2001: Care policies in Western Europe. In: Mary E. Daly (Hg.): Care work. The quest for security, 33-55. London
- /Lewis, Jane 1998: Introduction: Conceptualising Social Care in the Context of Welfare State Restructuring. In: Jane Lewis (Hg.): Gender, social care, and welfare state restructuring in Europe. Aldershot, Hants, England, Brookfield, Vt., USA, S. 1-24
- /Lewis, Jane 2000: The Concept of Social Care and the Analysis of Contemporary Welfare States. In: British Journal of Sociology 51 (2), S. 281-298
- Delphy, Christine 1977: The main enemy. A materialist analysis of women's oppression. London
- 1984: Close to home. A materialist analysis of women's oppression. Amherst
- Engels, Friedrich 1979: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 21)
- Fraser, Nancy 1994: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt am Main
- Gerhard, Ute 1978: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert: mit Dokumenten. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main

- Gouldner, Alwin W. 2005: Etwas gegen nichts. Reziprozität und Asymmetrie. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt, New York, S. 109-123
- Gorz, André 2004: Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie. Zürich
- Habermas, Jürgen 1981: Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main (2 Bde.)
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1979: Phänomenologie des Geistes. In: ders.: Werke Bd. 3. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main
- Heimerl, Katharina; Heller, Andreas; Wegleitner, Klaus; Wenzel, Claudia 2012: Organisationsethik in Palliative Care – ein partizipatives Konzept. In: Rolf Rosenbrock und Susanne Hartung (Hg.): Handbuch Partizipation und Gesundheit. 1. Aufl. Bern, S. 408-417
- Heuer, Katrin; Paul, Kathleen; Hanses, Andreas (i.E.b.): Professionalitätskonstruktionen in der Arbeit mit sterbenden Menschen. Einblicke in ein laufendes Forschungsprojekt. In: Roland Becker-Lenz, Gudrun Ehlert, Stefan Busse und Silke Müller-Hermann (Hg.): Bedrohte Professionalität. Aktuelle Gefahren und Einschränkungen für Soziale Arbeit. Wiesbaden (Edition Professions- und Professionalisierungsforschung, 3)
- (i.E.b.a): Das Ende des Lebens. Sterben als Heterotopie. In: Martina Löw (Hg.): Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund 2012. Frankfurt am Main
- Hirsch, Joachim; Brüchert, Oliver; Krampe, Eva-Maria; u.a. (Hg.) 2013: Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. AG Links-Netz. Hamburg
- Honneth, Axel 1994: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Kessl, Fabian 2005: Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität sozialer Arbeit. Weinheim und München
- Kunstreich, Timm 1998: Grundkurs soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart sozialer Arbeit. Bd. 2. Hamburg
- Luxemburg, Rosa 1985: Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus. Berlin (Gesammelte Werke, Bd. 5)
- Madörin, Mascha 2007: Neoliberalismus und die Organisation der Care-Ökonomie. Eine Forschungsskizze. In: Denknnetz (Hg.): Zur politischen Ökonomie der Schweiz. Eine Annäherung: Analysen und Impulse zur Politik. Zürich: Edition 8 (Jahrbuch/Denknetz, 2007), S. 141-162. Online verfügbar unter <http://www.denknetz-online.ch/IMG/pdf/Madorin.pdf>.
- Marx, Karl 1962: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 1, Buch I. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 23)
- 1963: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 2, Buch II. Der Zirkulationsprozeß des Kapitals. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 24)

- 1964: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 3, Buch III. Der Gesamtprozess der kapitalistischen Produktion. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 25)
- 1981: Kritische Randglossen. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 1)
- 1974: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin
- 1985): Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 40)
- /Engels, Friedrich 1978: Die Deutsche Ideologie. Kritik der neuesten deutschen Philosophie in ihren Repräsentanten Feuerbach, B. Bauer und Stirner, und des deutschen Sozialismus in seinen verschiedenen Propheten. Berlin (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 3)
- May, Michael 1996: Prolegomena zu einer materialistischen Theorie der Geschlechtlichkeit. Versuch einer Grundlegung für die Pädagogik. Habilitationsschrift. Goethe-Universität, Frankfurt (Main). Fachbereich Erziehungswissenschaften
- 2004): Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Orig.-Ausg. Gießen (Reihe Psyche und Gesellschaft)
- 2005: Geschlechtliche Codes sozialer und ökonomischer Strukturen. Eine (nicht nur) theoriegeschichtliche Vergewisserung. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Genders neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus, Neoliberalismus und die Macht. Bielefeld (Widersprüche, 95), S. 61-85
- 2009: Menschliche Verwirklichung. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): „Normative Fluchtpunkte“ – Begriffe kritischer sozialer Arbeit. München (Widersprüche, 112), S. 43-63
- 2013: Reflexivität und Eigensinn. In: Ellen Bareis, Christian Kolbe, Marion Ott, Kerstin Rathgeb und Christian Schütte-Bäumner (Hg.): Episoden sozialer Ausschlussung. Definitionskämpfe und widerständige Praxen. Münster, S. 30-53
- 2013a: Soziale Infrastruktur und Politik des Sozialen. In: Joachim Hirsch, Oliver Brüchert, Eva-Maria Krampe u.a. (Hg.): Sozialpolitik anders gedacht. Soziale Infrastruktur. Hamburg, S. 185-191
- 2014: Zur Mäeutik durch Intersektionalitäten in ihrer Verwirklichung blockierter Vermögen von Heranwachsenden. In: Nicole Langsdorff (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität. Leverkusen, S. 135-155
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1981: Geschichte und Eigensinn. Frankfurt am Main
- 1992: Massverhältnisse des Politischen. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Frankfurt am Main
- Ostner, Ilona 2011: Care – eine Schlüsselkategorie sozialwissenschaftlicher Forschung? In: Adalbert Evers (Hg.): Handbuch Soziale Dienste. 1. Aufl. Wiesbaden, S. 461-481
- Paulus, Stefan 2013: Hausarbeitsdebatte Revisited. Zur Arbeitswerttheorie von Haus und Reproduktionsarbeit. Hamburg: TU Hamburg-Harburg Arbeitsgruppe „Arbeit-Gender-Technik“. Online verfügbar unter: https://doku.b.tu-harburg.de/volltexte/2013/1203/pdf/Hausarbeitsdebatte_Revisited._Zur_Arbeitswerttheorie_von_Haus_und_Reproduktionsarbeit._Von_Stefan_Paulus.pdf

- Perls, Frederick S.; Hefferline, Ralph F.; Goodman, Paul 1988: Gestalt-Therapie: Lebensfreude und Persönlichkeitsentfaltung. 4. Aufl. Stuttgart (Konzepte der Humanwissenschaften)
- Polanyi, Michael 1985: Implizites Wissen. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Reich, Wilhelm 1997: Die Funktion des Orgasmus. Sexualökonomische Grundprobleme der biologischen Energie. Köln [etc.] (Die Entdeckung des Organs/Wilhelm Reich, Bd. 1)
- Resch, Christine 1998: Arbeitsbündnisse in der Sozialforschung. In: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Frankfurt am Main. FB 3, WBE Methodologie d. J.-W.-Goethe-Universität (Band 14 von Studientexte zur Sozialwissenschaft), S. 36-66
- Ritsert, Jürgen 2006/2007: Herr und Knecht – Hintergrundannahmen sozialwissenschaftlicher Ungleichheitstheorien im Lichte einer klassischen Parabel. Frankfurt am Main. Online verfügbar unter ritsert-online.de/download/huk-0607.zip
- Steinert, Heinz 1998: Genau hinsehen, geduldig nachdenken und sich nicht dumm machen lassen. In: Heinz Steinert (Hg.): Zur Kritik der empirischen Sozialforschung. Ein Methodengrundkurs. Frankfurt am Main. FB 3, WBE Methodologie d. J.-W.-Goethe-Universität (Band 14 von Studientexte zur Sozialwissenschaft), S. 67-79
- Stern, Daniel 1992: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart
- Stern, Daniel N. 1998: Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Stuttgart
- Stern, Daniel N. 2005: Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Stern, Daniel N.; Bruschiweiler-Stern, Nadia; Lyons-Ruth, Karlen; Morgan, Alexander C.; Nahum, Jeremy P.; Sander, Louis W. 2012: Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma. 1. Aufl. Frankfurt am Main
- Tronto, Joan C. 1993: Moral boundaries. A political argument for an ethic of care. New York
- Weber, Max 1988: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 7. Aufl., photomechan. Nachdr. der 6. Aufl. Tübingen

*Michael May, Hochschule RheinMain, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden
E-Mail: Michael.May@hs-rm.de*